

Christian Wulff, Lara Gut, Lula da Silva, Zaz

DIE WELTWOCHEN

Nummer 11 – 17. März 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Das Gesicht
des Bösen:
Marie-Mörder Dubois**



Der Sika-Skandal

Wenn die Angestellten die Eigentümer enteignen





TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY

PRIUS

HYBRID-POWER FÜR HÖCHSTE EFFIZIENZ



LEASING
JETZT AB
0,9%

Der neue Prius ab sensationellen CHF 34'500.-*

INTELLIGENTES DESIGN, **NEUESTE TECHNOLOGIE** UND DANK TOYOTA HYBRID-POWER HÖCHSTE EFFIZIENZ. MIT **NUR 3,0 L/100 KM*** IST DER PRIUS DAS VORBILD IN SACHEN VERBRAUCH. GEPAART MIT DEM MODERNSTEN **MULTIMEDIASYSTEM**, INKL. KABELLOSER SMARTPHONE-LADESTATION, SETZT ER IN SEINER KLASSE NEUE MASSSTÄBE. DAS FORTSCHRITTLICHSTE SICHERHEITSPAKET **TOYOTA SAFETY SENSE** VERLEIHT IHNEN ZUSÄTZLICH EINEN SECHSTEN SINN AM STEUER. **DER PRIUS** GIBT SCHON HEUTE **DIE ANTWORT** AUF DIE FRAGEN **VON MORGEN.**

toyota.ch



Yaris Hybrid
Der kleinste Vollhybrid



Auris Hybrid
Der kompakte Vollhybrid



Auris Hybrid Touring Sports
Der Kombi unter den Vollhybriden



Prius+ Wagon Hybrid
Das Raumwunder



RAV4 Hybrid
Das Beste aus zwei Welten

* Empf. Netto-Verkaufspreis, inkl. MwSt. **Prius Hybrid** Sol, 1,8 VVT-i HSD, 5-Türer, 90 kW (122 PS), CHF 34'500.-, Ø Verbr. 3,0 l/100 km, CO₂ 70 g/km, En.-Eff. A. Abgeb. Fahrzeug: **Prius Hybrid** Sol Premium, 1,8 VVT-i HSD, 5-Türer, 90 kW (122 PS), CHF 36'900.-, Ø Verbr. 3,3 l/100 km, CO₂ 76 g/km, En.-Eff. A. **Yaris Hybrid** Sol Premium, 1,5 VVT-i, 74 kW (100 PS), 5-Türer, Ø Verbr. 3,6 l/100 km, CO₂ 82 g/km, En.-Eff. A. **Auris Hybrid Touring Sports** Style, 1,8 HSD e-CVT, 5-Türer, 100 kW (136 PS), CHF 35'100.-, Ø Verbr. 4,0 l/100 km, CO₂ 92 g/km, En.-Eff. A. **Prius+ Wagon Hybrid** Sol Premium, 1,8 HSD e-CVT, 5-Türer, 100 kW (136 PS), Ø Verbr. 4,4 l/100 km, CO₂ 101 g/km, En.-Eff. A. **RAV4 Hybrid** Style FWD, 2,5 VVT-i, 145 kW (197 PS), Ø Verbr. 5,0 l/100 km, CO₂ 116 g/km, En.-Eff. B. Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immat. Fahrzeugmodelle: 139 g/km. **Leasingkonditionen:** Eff. Jahreszins 0,90%, Vollkaskoversicherung obligatorisch, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mind. CHF 1'000.-), Laufzeit 24 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Das 0,9%-Leasing ist gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung vom 1. März 2016 bis 30. Juni 2016 oder bis auf Widerruf. Abbildung zeigt aufpreispflichtige Optionen.

Im Mai 2013 schreckte die Ermordung von Marie durch den Rückfalltäter Claude Dubois die Romandie auf. Nur Monate später erstach der Hafturlauber Fabrice Anthamatten in Genf die Therapeutin Adeline. In der Folge wurden



Macht Mut: Bundespräsident a. D. Wulff in Zürich.

Reformen angekündigt und eingeleitet, deren Resultate allerdings abzuwarten sind. Monatelang recherchierte Redaktor Alex Baur in der Westschweiz und rekonstruierte die Vorgeschichte dieser Verbrechen in einer Serie von Artikeln (*Weltwoche*-Nr. 21/13 sowie 09–12/15). Dabei stiess er auf erschreckende Parallelen: In beiden Fällen warnten Forensiker vor einer grossen Rückfallgefahr, die Vollzugsbehörden wussten um die Gefährlichkeit der einschlägig vorbestraften Täter, die sich einer ernsthaften Auseinandersetzung mit ihren Verbrechen verweigerten. Trotzdem befanden sich beide auf dem Weg in die Freiheit – und schlugen bei der ersten sich bietenden Gelegenheit wieder zu. Claude Dubois stand letzte Woche in Lausanne vor Gericht. Der Psychopath nutzte den Prozess für eine makabre Show, durch die er einen verstörenden Einblick in seine verkrüppelte Seele gewährte. Die Staatsanwaltschaft fordert die lebenslängliche Verwahrung, wie sie von Volk und Ständen 2004 in der Verfassung verankert, bislang jedoch erst einmal rechtskräftig verhängt wurde. Das Urteil wird auf den 24. März erwartet. **Seite 36**

Als der deutsche Bundespräsident a. D. Christian Wulff vergangene Woche in Zürich weilte, nutzten wir die Gelegenheit für ein exklusives Gespräch. Wulff sprach am Swiss Law Forum über die Macht der Medien und die Ohnmacht

der Mächtigen – ein Thema, das ihn spätestens seit der öffentlichen Kampagne beschäftigt, die ihn ohne eigenes Verschulden zum Rücktritt zwang. *Weltwoche*-Vize Philipp Gut sprang kurzfristig für das Interview ein, und da er ausnahmsweise in verwaschenen Jeans und Pullover unterwegs war, musste er zuerst zum Herrenausstatter. Perfekt auf den neusten Stand der Mode gebracht, unterhielt er sich mit Wulff über Deutschland, Kanzlerin Merkel und die EU. Der ehemalige Bundespräsident macht Mut: Die EU bleibe eine Verheissung, die gegenwärtigen Grossprobleme könnten gelöst werden. Die Integration der Muslime werde gelingen. **Seite 44**

Sie hat dreieinhalb Millionen Platten verkauft, zu ihren Verehrern zählen Charles Aznavour, Quincy Jones und Hollywoodstar Russell Crowe: Zaz, 35, ist seit Jahren nonstop auf Tour. Am Mittwoch trat die französische Goldstimme im Zürcher Hallenstadion auf. Urs Gehrigger hatte sie wenige Tage zuvor in Brüssel besucht. Dort sang Zaz in der noch dunklen, leeren Arena ein paar Lieder nur für ihn. Während draussen eine

Hundertschaft Soldaten die Arena vor einem Attentat beschützte, öffnete das Ausnahmetalent ihr Herz. «Lieben ist das Allerwichtigste auf der Welt», sagte sie. «Aber nicht bedingungslos!» Dann stürzte sie auf die Bühne und gab für das frenetisch mitsingende Publikum alles. **Seite 58**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrigger, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgele, Franziska K. Müller, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



EINE IKONE GEWINNT AN GRÖSSE

DIE NAVITIMER 46 mm

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63



Hotelcard Schweizer Top-Hotels zum halben Preis

Seit sechs Jahren gibt es das Halbtax-Abo für Hotels. Damit zahlen Sie in mehr als 550 Hotels nur die Hälfte – und zwar wann, wo und so oft Sie wollen. *Weltwoche*-Abonnenten erhalten die Hotelcard zum Sonderpreis.

Endlich Frühling! Machen Sie Ihren nächsten Ausflug zu einem unvergesslichen Erlebnis in einem unserer über 550 Top-Hotels. Ob im Berghotel für Wanderlustige, in der charmanten Familienherberge oder in der Wellnessoase: Mit der Hotelcard finden Sie im Sommer und im Winter Ihren Lieblingsort zum halben Preis.

Die Hotelcard überzeugt durch einfachste Handhabung. In nur drei Schritten ist alles erledigt:

- Auf www.hotelcard.com passendes Hotel aussuchen
- Buchungsanfrage absenden
- Hotelcard beim Check-in vorweisen

Und das Beste: Ihre Partnerin oder Ihr Partner kann Sie jederzeit begleiten, denn für die Buchung eines Doppelzimmers genügt eine einzige Karte!

Vorteile auf einen Blick:

- Über 550 Top-Hotels
- Viele Vier- und Fünfsternehotels
- Hotels im Jahresdurchschnitt zu 75 Prozent zum halben Preis buchbar
- Bestpreis-Garantie in allen Hotels
- Beliebig oft einsetzbar
- Doppelzimmer mit einer einzigen Karte buchbar
- Kein Konsumationszwang
- Kein Mindestaufenthalt

Platin-Club-Spezialangebot

Hotelcard – Das Halbtax für Hotels

Sonderpreis für *Weltwoche*-Abonnenten:

- 1 Jahr für Fr. 75.– (statt Fr. 95.–)
- 2 Jahre für Fr. 140.– (statt Fr. 165.–)
- 3 Jahre für Fr. 205.– (statt Fr. 235.–)

Bestellung:

Unter www.hotelcard.ch/weltwoche oder Telefon 0848 711 717
Bitte Rabattcode «Weltwoche» erwähnen

Informationen:

Hotelcard AG, Burgstrasse 20
3600 Thun
www.hotelcard.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Sika

Rechtsstaat Schweiz als Unrechtsstaat. Deutschland wird ein bisschen normaler.

Von Roger Köppel

Der Fall Sika ist ein Skandal. Seit über einem Jahr wird die Besitzerfamilie des rühm- und traditionsreichen Schweizer Baustoffherstellers von ihren Angestellten daran gehindert, ihre Kontrollmehrheit an ein französisches Unternehmen zu verkaufen. Verwaltungsräte und mächtige Minderheitenaktionäre, kräftig unterstützt vom Medienhaus Ringier, blasen eine Kampagne gegen die Eigentümer, die faktisch enteignet werden sollen. Die Nichtbesitzer strecken ihre Hände nach einem Unternehmen aus, das ihnen nicht gehört.

Es ist interessant, dass die beunruhigenden Vorgänge noch nicht die ihnen gebührende Aufmerksamkeit gefunden haben. Die Medien schweigen oder stehen auf der falschen Seite. Die Politik hat sich verkrochen, weil niemand dabei gewesen sein will, wenn ein Schweizer Traditionsbetrieb für Milliarden an einen Ausländer verkauft wird. Verirrter Heimatschutz, Anmassung und Sozialneid sind die Treiber der empörenden Entwicklung.

Die Fakten könnten eindeutiger nicht sein: Der blühende Milliardenkonzern Sika gehört seit Generationen der Familie Burkard. Die Burkards halten nicht die Mehrheit des Kapitals, aber die unbestrittene Mehrheit der Stimmrechte. In Aktiengesellschaften gilt: Die Mehrheit entscheidet. Der Mehrheitseigner hat das Sagen. Ein Grundgesetz der Marktwirtschaft besagt: Wer zahlt, befiehlt. Und haftet. Die Eigentümer, nicht die Angestellten bestimmen.

Dieses marktwirtschaftliche Gesetz wird derzeit bei Sika ausgehebelt. Die Verwaltungsräte zettelten eine Revolte an. Die selbsterklärten Robin Hoods schwangen sich zu Möchtegernbesitzern auf. Seit Monaten bekämpfen die Untergebenen mit Juristen, Gutachten und Gerichten ihre Vorgesetzten.

Die Behinderungen sind bis jetzt erstaunlich erfolgreich. Als die Besitzerfamilie den rebellierenden Verwaltungsrat entlassen wollte, erwirkte dieser vor Gericht ein vorläufiges Verbot. Die gleichen Sperrklauseln, welche die Sonderrechte der Eigentümer begründen, wurden finitenreich gegen diese ausgelegt – wie wenn man ein Immunsystem so umpolt, dass es den Menschen angreift, den es schützen soll.

Natürlich: Niemand muss mit dem Entscheid der Eigentümerfamilie einverstanden sein. Es mag legitime Argumente gegen den



«Kalter Hauch der Ernüchterung.»

Kaufpreis für die privilegierten Stimmrechtsaktien geben. Die Familie selber räumt ein, dass sie im Verlauf der Übung nicht immer nur glücklich kommunizierte. Man darf das alles kritisieren. Aber allen Beteiligten, allen Verwaltungsräten, allen Investoren und Angestellten war die Besitzstruktur bekannt. Nichts, aber auch gar nichts rechtfertigt daher die vom VR und einigen sich geprellt fühlenden Aktionären eingefädeltten Attacken auf die legitimen Eigentümerrechte der Familie Burkard.

Der Fall Sika rührt an Grundsätzliches. Rechtssicherheit ist ein entscheidender Standortvorteil der Schweiz. Der Schutz des privaten Eigentums ist eine zivilisatorische Errungen-

schaft, so bedeutsam wie die Menschenrechte. Die Rechtssicherheit hat zuletzt ohnehin gelitten in der Schweiz. Bankkundengeheimnis weg, Verrat an Kunden, rückwirkende Gesetzesänderungen auf ausländischen Druck: Das war Gift in hoher Dosis. Wenn jetzt auch noch an der Sicherheit des Eigentums geschnippelt und gesäbelt wird, verschwindet jene Qualität, die überhaupt erst die Grundlage unseres Wohlstands bildet.

Was sich bei Sika abspielt, ist Diebstahl in Raten. Die Enteignung vollzieht sich im Modus der Erpressung scheinbarweise. Der Skandal liegt darin, dass die Diebe gute Presse, politische Zustimmung und, bis jetzt zumindest, den Schutz unserer Gerichte genießen. Wenn nicht alles täuscht, könnte der Wind bald drehen. Die aufbegehrenden Verwaltungsräte spüren schon den kalten Hauch der Ernüchterung. Klagen und Schadenersatzforderungen drohen. Mit jedem Tag, den der Sika-Skandal länger dauert, leidet die Schweiz als Rechtsstaat, der offensichtliches Unrecht duldet.

Deutschland macht Fortschritte. Der Wahlerfolg der Alternative für Deutschland (AfD) bringt mehr Vielfalt in den verkrusteten Betrieb. Kanzlerin Merkel betrieb während Jahren eine «alternativlose» Politik, deren Ziel darin bestand, die Linken durch Anverwandlung zu schwächen. Das ist der Physikerin gelungen. Auf der anderen Seite öffnete sie rechts eine Lücke, die jetzt von unzufriedenen Konservativen und Bürgerlichen gefüllt wird.

Unter demokratischen Gesichtspunkten sind die AfD-Erfolge zu begrüßen. Vielfalt ist besser als Einfalt. Demokratie ist die Staatsform der Alternativen, oder sie ist keine Demokratie. Die Chancen, dass sich die AfD auf Dauer etablieren kann, sind intakt. Die neue Partei hat mehr Substanz als die damals von den Medien hochgejubelten Piraten. Die forsche Vorsitzende Frauke Petry könnte unterschätzt werden.

Das angeschossene Establishment macht aus Verzweigung das, was Etablierte und Eliten immer tun, wenn sie von unverbrauchten Kräften Konkurrenz erhalten: Sie verteufeln und diffamieren. In Deutschland wird zum Machterhalt gerne mit dem Nazi-Knüppel auf Andersdenkende eingedroschen. Die deutsche Geschichte liefert immer noch genügend Stoff, um unbequeme Sachfragen im Getöse der Polemik zu versenken.

Natürlich hat die AfD wie alle jungen Parteien auch ein paar Spinner, Komiker und Irrläufer in den eigenen Reihen. Aber die Aufregung über die Verirrten steht in keinem Verhältnis zum viel gravierenderen Problem der gefährlichen, unsozialen und wahrscheinlich grundgesetzwidrigen Asylpolitik der Bundeskanzlerin. Das offizielle politische Spektrum hat sich am Wochenende erweitert. Deutschland ist ein bisschen normaler und demokratischer geworden.





Ecken und Kanten: Lara Gut. Seite 14



Frau der Stunde: Frauke Petry. Seite 42



Vom Held zum Buhmann: Lula da Silva. Seite 48



Höchstes Gut: Schweizer Stauseen. Seite 28

Kommentare & Analysen

- 7 [Editorial](#)
- 11 [Kommentar Sisyphus-Übung](#)
- 11 [Im Auge](#) Randal J. Kirk, Biotech-Unternehmer
- 12 [Negativzinsen](#) Auftauchen
- 12 [Justiz](#) Streberhafte Unterwerfung
- 12 [Gesellschaft](#) Wer hat Angst vorm weissen Mann?
- 13 [Wirtschaft](#) Unscharf
- 14 [Eine, die mit Heiterkeit ihren Weg geht](#)
[Ski-Champion Lara Gut überfordert die Schweiz](#)
- 16 [Nachrufe](#) Sir George Martin, Ken Adam
- 16 [Personenkontrolle](#) Berset, Chaplin, Schneider-Ammann, Ritter, Maurer, Jans, Quadranti, Reynard, Bulliard, Friedl, Bernauer, Leibundgut, Faber, Trump, Clinton
- 18 [Enteignung der Eigentümer](#)
[Der Verwaltungsrat stellt sich gegen die Sika-Besitzer](#)
- 20 [Verdingbub mit Erfindergeist](#)
[Die Erfolgsstory eines Einwanderers aus Vorarlberg](#)
- 22 [Die Deutschen](#) Fern der Realität
- 22 [Wirtschaft](#) Von Obama lernen
- 23 [Ausland](#) Italiens Robin Hood
- 24 [Mörgeli](#) Nichts als Wahlsieger
- 24 [Bodenmann](#) 501 Jahre nach Marignano
- 25 [Medien](#) Brasserien und Katzenfutter
- 25 [Gesellschaft](#) B-Stadt
- 26 [Darf man das?](#) / [Leserbriefe](#)

Hintergrund

- 28 [Ausverkauf in den Alpen](#)
[Die Stauseen fallen der Energiewende zum Opfer](#)
- 30 [Das 500-Millionen-Franken-Risiko](#)
[Unnötig teure Software für die Bundesverwaltung](#)
- 32 [Handschellen am Stuhl](#)
[Wie rechtsstaatlich handelt Staatsanwalt Thomas Hansjakob?](#)
- 34 [Finanzpolitik](#) Steuersorgen im Kanton Schwyz
- 35 [Personenfreizügigkeit](#) Der Sündenfall
- 36 [Abgründe der Seele](#)
[Prozess gegen den Psychopathen Claude Dubois](#)
- 40 [AKW Fessenheim](#) Im Sold der Grünen
- 41 [OECD-Verhandlungen](#) Gegen den Willen des Parlaments
- 42 [Ende der Wahlmüdigkeit](#)
[Wahlerfolg der Alternative für Deutschland](#)
- 44 [«Wir sollten Europa nicht kaputtreden»](#)
[Der deutsche Ex-Bundespräsident Christian Wulff](#)
- 46 [«Es wird einen zweiten Deal geben»](#)
[Gerald Knaus berät die Akteure in der Flüchtlingskrise](#)
- 48 [Lula, gefallener Held](#)
[Der traurige Abstieg von Luiz Inácio Lula da Silva](#)
- 50 [«Angst vor dem Absturz»](#)
[Soziologe Michael Kimmel über die Heilsfigur Donald Trump](#)
- 52 [Ein ganzer Mann](#)
[Was macht teure Uhren für Männer so unwiderstehlich?](#)



«Nichts ist unmöglich»: Isabelle Geffroy alias Zaz.

Pop

58 «Wehe, wenn ihre Stimme verklungen ist»

Wer diese Frau noch nicht kennt, sei gewarnt: Sie macht süchtig. Ein Rausch mit Zaz, der französischen Zauberstimme, an einem Konzert in Brüssel

Stil & Kultur

54 Stil & Kultur Szenen einer Ehe

56 Bestseller

56 Die Hand, die einen füttert

Wenn staatlich subventionierte Künstler die Schweiz kritisieren

57 Jazz Stanley Clarke, Biréli Lagrène, Jean-Luc Ponty

60 Top 10

60 Kino «Room»

61 Fernseh-Kritik «Tatort»

62 Namen Dicker Schal und Bäckermütze

63 Hochzeit Katharina Hoby und Andrea Marco Bianca

63 Thiel Unter Komikern

64 Wein San Leonardo Vigneti delle Dolomiti Rosso IGT 2010

64 Zu Tisch Restaurant «Kadeau», Kopenhagen

65 Auto Rolls-Royce Phantom Drophead Coupé

66 MvH trifft Silvio Denz, Unternehmer

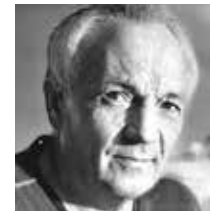
Autoren in dieser Ausgabe

Nicholas Farrell



Der britische Autor war Journalist beim *Sunday Telegraph* und beim *Spectator*. Seit seiner Heirat mit einer Italienerin 1998 lebt er in Forlì. Er schreibt über Landsleute, die noch immer dafür kämpfen, ihre alten Lira-Restbestände in Euro umtauschen zu können. Seite 23

Ruedi Leuthold



Der Journalist und Dokumentarfilmer lebt seit einigen Jahren in Rio de Janeiro. In seinem Artikel beklagt er den Niedergang von Luiz Inácio Lula da Silva, dem einstigen Helden der brasilianischen Armen und Vorbild der europäischen Linken. Seite 48



MEHRWERT FÜR IHR GELD

Aktuelle Anlagetrends und Investmentideen finden Sie in dieser Ausgabe der Weltwoche.

Nr. 2/2016 SFr 10,- / € 8,-

LA BELLA VITA

GESCHWINDIGKEIT | LUXUS | LEBENSART

HURACÁN LP 580-2

EIN LAMBORGHINI OHNE ALLRAD

ISOLE EOLIE

TRAUMHAFTE VULKANINSELN IM
SÜDEN VON ITALIEN

TARGA FLORIO

ALS SIZILIEN EINE
RENNSPORT-INSEL WAR

LANGSTRECKEN-WELTMEISTER

MARK WEBBER

IM INTERVIEW

„ICH WÜRD SEHR GERNE EINMAL
IN LE MANS GEWINNEN“



Das Magazin für

Jetzt am Kiosk

*Leidenschaft &
Extravaganz*

www.labellavita-magazine.com

Sisyphus-Übung

Von Alex Reichmuth — Im Testbetrieb in Zürich sind weit mehr Asylbewerber abgetaucht als üblich. Die Beschleunigung der Verfahren, die der Bund probt, erweist sich als Symptombekämpfung.



Asylbewerber verschwinden: Zentrum in Zürich.

Glaubt man dem Bund, hat sich das neue, beschleunigte Asylverfahren bestens bewährt. Im Testbetrieb in Zürich Altstetten hätten die Verfahren im Schnitt um fast vierzig Prozent schneller abgeschlossen werden können als im Regelbetrieb, gab das Staatssekretariat für Migration (SEM) bekannt. Die Errichtung weiterer Bundeszentren, wo alle Akteure an einem Ort versammelt sind, werde deshalb zu Einsparungen von 110 Millionen Franken führen. Abgestimmt über die entsprechende Asylgesetzrevision wird im Juni.

Eine Zahl hoben die Bundesvertreter besonders hervor: Im Testbetrieb in Zürich wurden nur 17 Prozent der Asylentscheide angefochten, während es sonst 25 Prozent sind. Das zeige, dass der unentgeltliche Rechtsbeistand, auf den im neuen Verfahren alle Bewerber Anspruch hätten, nicht etwa zu mehr Rechtschändeln führe. Die SVP bekämpft die Asylrevision mit dem Argument, «Gratisanwälte» verkomplizieren die Verfahren.

Unkontrollierte Abreisen

Der tieferen Rekursquote steht aber eine viel höhere Quote von sogenannten unkontrollierten Abreisen gegenüber. Konkret tauchten im Testbetrieb 32 Prozent der Asylsuchenden ab. Im konventionellen Verfahren sind es nur 10 Prozent. Das SEM erklärt diese Zunahme da-

mit, dass es Asylbewerbern im neuen Verfahren früher klar werde, wenn ihr Gesuch aussichtslos sei. Damit bewirkt das neue Verfahren eine «Beschleunigung» der unerwünschten Art: Asylbewerber mit abschlägigem Entscheid verzichten vermehrt auf Rekurse und verschwinden stattdessen, um fortan als Sans-Papiers zu leben oder auf eigene Faust in andere Länder weiterzureisen. Die Annahme, Asylbewerber ohne Bleiberecht warteten brav darauf, bis sie von der Schweiz ausgeschafft werden, erweist sich als naiv.

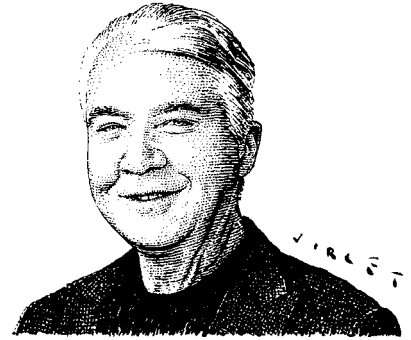
Die hohe Quote an Abgetauchten passt zur generellen Entwicklung im Asylwesen. So konnte die Schweiz in den letzten Jahren immer weniger Asylsuchende in diejenigen europäischen Staaten zurückführen, die gemäss Dublin-Abkommen für sie zuständig sind. Letztes Jahr verzeichnete der Bund gerade noch 2461 Dublin-Überführungen, was eine Erfolgsquote von mageren 14 Prozent bedeutet. Der grössere Teil der Asylsuchenden entzog sich der Rückführung und tauchte ab. Seit letztem Sommer gelten in der Schweiz zudem auf Geheiss der EU neue Regeln, wonach eine Ausschaffungshaft für abgewiesene Asylbewerber nur noch im Ausnahmefall und mit viel kürzerer Maximaldauer angeordnet werden kann. Damit können sich Asylanten noch einfacher als bisher einer Überführung entziehen.

Bleiberecht für die Mehrheit

Die Beschleunigung des Asylwesens, wie sie der Bund nun anstrebt, könnte sich als Sisyphus-Übung entpuppen. Die Verfahren werden möglicherweise zwar etwas kürzer. Gleichzeitig aber entziehen sich immer mehr Asylbewerber den Konsequenzen.

Die Probleme im Asylwesen müssten grundsätzlich angegangen werden. Der zentrale Missstand ist, dass jährlich Zehntausende illegale Migranten in unser Land kommen, die gemäss Asylrecht nicht als Verfolgte gelten. Die meisten von ihnen sind Wirtschaftsmigranten, ein kleinerer Teil zudem Kriegsvertriebene, für die der Asylstatus ebenfalls nicht vorgesehen ist. Dennoch erteilt der Bund einer Mehrheit dieser Zuwanderer ein Bleiberecht. Diese Anerkennung ermuntert immer mehr Menschen in fernen Ländern, sich auf den meist gefährlichen Weg Richtung Schweiz zu machen. Solange der Bund neue Asylbewerber so grosszügig willkommen heisst, wird jede Beschleunigung der Verfahren Symptombekämpfung bleiben.

Vernichtet er Zika?



Randal J. Kirk, Biotech-Unternehmer.

Vielleicht rottet Randal J. Kirk, 61, Biotech-Milliardär aus Virginia, das grauenvolle Zika-Virus aus, das in Südamerika, hauptsächlich Brasilien, Geburtsschäden wie Schrumpfköpfe bei Babys hervorruft, und wird als Held in die Medizingeschichte eingehen. Kirks Firma Oxitec, die er letzten Sommer erworben hat, experimentiert mit genetisch veränderten Insekten, auch mit Moskitos, die das Gelbfieber, das Denguefieber und eben das Zika-Virus verbreiten. In der Stadt Piracicaba, Provinz São Paulo, 400 000 Einwohner, sanken die genetisch veränderten Mückenpopulationen – die Larven sterben ab – um 82 Prozent, und das Ansteckungsrisiko verminderte sich dramatisch. Die Kosten: bloss 7,5 Millionen Dollar. Es gibt ein Aber, eine verunsichernde Kehrseite. Die synthetische Biologie erfindet und verändert lebende Zellen von Grund auf. Die Forschungsziele, die Kirk vorschweben, sind billig produzierte Medikamente, neue Materialien, Pflanzen, Tiere und Nahrungsmittel, beispielsweise Mikroben, die Gas in flüssigen Treibstoff verwandeln und Abfälle vernichten – eine neue schöne Schöpfungsgeschichte aus den Labor-Computern. Und auch ein unheimlicher erneuerter Mensch? Bill Gates hält Kirk für grossartig, Gesundheitsorganisationen sind entsetzt und sehen in ihm einen modernen Doktor Mabuse. Dabei ist Kirk gar kein Biologe, sondern Ökonom und Jurist. Als Student verkaufte er Gebrauchtwagen, sein erstes Geld steckte er in eine lokale TV-Station. Dann praktizierte er als der einzige Rechtsanwalt in der Kleinstadt Bland County, und der befreundete Apotheker überliess ihm den Medikamentenvertrieb – nach fünfzehn Jahren verkaufte Kirk die Bude für 68 Millionen Dollar. Das war sein Startkapital. Mittlerweile ist er 3,8 Milliarden Dollar schwer, die Aktie seiner Holding Intrexon schwankte allerdings allein im letzten Jahr abenteuerlich zwischen \$18.52 und \$69.45. Zur Entspannung zieht er sich zurück auf seine riesige Farm in Belspring, Virginia, und lässt seine gezähmten Raubfalken fliegen in der wunderbaren Welt von vorgestern.

Peter Hartmann

Auftauchen

Von Beat Gygi —
Die Wechselkurspolitik der Nationalbank wird gefährlicher.

Vor einer Woche hat die Europäische Zentralbank (EZB) den Haupt-Leitzins auf null Prozent gesenkt und den Strafzins auf Bankeinlagen von $-0,3$ auf $-0,4$ Prozent gedrückt. Für die Schweizerische Nationalbank war das kein angenehmer Vorgang. Sie ist bestrebt, ihre Zinssätze spürbar unter den europäischen zu halten, damit es für Ausländer nicht zu attraktiv wird, in Frankenanlagen zu investieren, denn das gäbe dem Frankenkurs Auftrieb. Deshalb hat die Nationalbank-Spitze um Thomas Jordan vor über einem Jahr die Negativzinsen auf ihren Depots eingeführt. Nun hat die EZB die Zinsdifferenz verringert.

Es ist frappant, wie wenig der Euro-Franken-Kurs darauf reagiert hat. Interventionen der Nationalbank am Devisenmarkt und beschwichtigende Meldungen aus der EZB mögen einige Bewegungen aufgefangen haben, dennoch ist bemerkenswert, wie wenig geschehen ist. Kann es sein, dass die Negativzinsen der Schweiz, die bei $-0,75$ Prozent liegen, gar nicht so auf den Wechselkurs wirken, wie sich die die Notenbank das vorstellt? Damit wäre die Gelegenheit da, eine Aufgabe der Minussätze zu erwägen, denn die schädlichen und verborgenen Nebenwirkungen der Negativzinsen sind beträchtlich.

Die Wechselkurspolitik der Nationalbank geht zunächst auf Kosten der Altersvorsorge in der zweiten Säule. Die Verwaltungen der Pensionskassen mit insgesamt über 80 Milliarden Franken suchen laut Angaben aus der Branche Negativzinsen so weit als möglich zu vermeiden, indem sie den Aufwand zum Aufteilen von Mandaten und Liquidität massiv erhöht haben. Des Weiteren verstärkt sich bei den Anlagestrategien die Tendenz zum Investieren in in- und ausländische Immobilien, in Private Equity, Infrastruktur oder Firmenobligationen, oft mit steigenden Risiken.

Für die normalen Sparer sind die Negativzinsen noch nicht direkt spürbar, da sie im Detailgeschäft offiziell nicht belastet werden. Indirekt drücken die Nebenwirkungen aber durch, indem die Banken ihre Gebühren laufend so verändern und neue Leistungen zahlungspflichtig machen, dass Vermögensverwalter bereits von einem «Gebührenterror» sprechen. Noch viel höher wäre der Schaden für das Ansehen des Geldsystems und die Moral der Sparer, sollten die Banken die Negativzinsen flächendeckend einführen. Je früher der Negativzins verschwindet, desto geringer ist diese Gefahr.

Streberhafte Unterwerfung

Von Alex Baur — Italienische Polizisten führen im Wallis einen angeblichen Mafioso ab und prahlen mit dem dreisten Übergriff im Internet. Die offizielle Schweiz stellt sich blind.

Als letzte Woche im Wallis zwei angebliche italienische Mafiosi verhaftet und in Auslieferungshaft versetzt wurden, bekam *Blick*-Reporter Cyrill Pinto einen Hinweis, laut dem uniformierte Beamte der Polizia di Stato bei der Aktion mit Hand angelegt hätten. Hoheitliche Handlungen ausländischer Beamte auf Schweizer Territorium sind prinzipiell illegal und höchstens mit einer Sondererlaubnis des Justizdepartements von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) in einem eng begrenzten Rahmen möglich. Das Bundesamt für Justiz (BJ) dementierte den Einsatz italienischer Polizisten zuerst rundweg. Die Italiener seien «bloss dabei gewesen», wiegelte die PR-Abteilung der Bundeskriminalpolizei (Fedpol) später auf Insistieren des Reporters ab.

Doch schon am nächsten Tag lieferte die Polizia di Stato den Tatbeweis gleich selber: Über Twitter verbreitete sie ein Video, auf dem klar zu sehen ist, wie zwei uniformierte italienische *poliziotti* in Saas-Grund einen der Verhafteten abführen und schliesslich in einen wartenden Transporter verfrachten. Man sieht sogar das Gesicht des verhafteten Mannes, nur die Handschellen sind verpixelt. Mit dem Videobeweis konfrontiert, windet sich das Fedpol in die nächste Ausrede: Bei der gefilmten Szene handle es sich «nicht um eine Amtshandlung», sondern lediglich um «eine medienwirksame Inszenierung». Man habe gemeint, die Italiener würden nur ein paar Erinnerungsfotos schiessen. Die Frage, ob derartige «mediale Inszenierungen» als tolerabel erachtet werden, blieb unbeantwortet.

«Medienwirksame Inszenierung»

Der notorisch lockere Umgang mit der Wahrheit in den PR-Küchen des Bundes ist das eine. Wirklich alarmierend ist der Umgang der Bundesbehörden mit der nationalen Souveränität. Im internationalen Rechtsverkehr gilt der Grundsatz, dass Ermittler in einem fremden Land keine Amtshandlungen durchführen dürfen. Dass Walliser Polizisten die «medienwirksame Inszenierung» ihrer italienischen Kollegen begleiteten, spielt dabei keine Rolle. Und es ist kein Einzelfall. Die im letzten Juni anlässlich des Fifa-Kongresses für das US-Justizministerium inszenierte Verhaftung von sieben Fussballfunktionären in Zürich ist noch in frischer Erinnerung.

Kaum ein Land der Welt gewährt so grosszügig und eilfertig Rechtshilfe wie die Schweiz. Das war nicht immer so, und es macht ganz den

Anschein, als wolle man den Musterschüler spielen. Sogar wenn deutsche Staatsanwälte auf eigene Faust bei den Banken in Zürich und Basel herumschnüffeln, wie letztes Jahr geschehen, schaut man in Bern einfach weg und hüllt sich in Schweigen (*Weltwoche* Nr. 38/15, «Sommarugas kalte Schulter»).

Dabei zeigt gerade der aktuelle «Mafia-Fall», dass die Wahrung der Souveränität keineswegs ein bürokratischer Schutz für Delinquenten ist. Die öffentlichen Verhaftungsspektakel sind ein bekanntes PR-Instrument der italienischen Strafverfolger, welches das chronische Versagen im Kampf gegen das Verbrechen mehr schlecht als recht verschleiert. Gerade die Strafverfolger des Bundes bewegen sich seit Jahren im selben Fahrwasser. Die Italiener mögen ihre Probleme auf ihre Art lösen (oder auch nicht), doch sie sind sicher kein Vorbild für die Schweiz. Dasselbe gilt bezüglich der Wildwestmethoden, mit denen deutsche und amerikanische Steuerfahnder gegen ihre Mitbürger vorgehen.

Statt in blinder Unterwerfung auf der internationalen Bühne um Anerkennung und Zuneigung zu buhlen, täte die Schweiz gut daran, mehr Selbstvertrauen zu zeigen und auf ihren eigenen Prinzipien zu beharren. Es ist wie in der Schule: Wer solide und selbstbewusst etwas leistet, wird respektiert, doch Streber und Schleimer werden mit Verachtung bestraft.



Ausreden: Mafiosi-Verhaftung im Wallis.

Wer hat Angst vorm weissen Mann?

Von Rico Bandle — Er sei frustriert, habe Abstiegsängste und neige zum Populismus. Der «zornige weisse Mann» steht unter Beschuss. Die Angriffe sind nichts anderes als politisch korrekter Rassismus.



Blitzableiter der politisch Korrekten: John Goodman in «The Big Lebowski» (1998).

Man muss den Satz zweimal lesen, um ihn zu verstehen, aber es lohnt sich: «In nahezu allen westlichen Demokratien ist es bevorzugt eine Gruppe, die ihren Frust und ihre Resentiments in [...] politischen Extremen ausstößt, nämlich jene, die einst unangefochten die Welt beherrschte: weisse Männer in den besten Jahren.» Das deutsche Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*, dem dieses Zitat entstammt, vergass in seinem Eifer, dass seine Geschichte über die AfD («eine gefährliche Partei») gar nicht von Männern, sondern von zwei Frauen handelte: den beiden Parteiführerinnen Frauke Petry und Beatrix von Storch.

Die Aussage dahinter ist in letzter Zeit schon so oft wiederholt worden, dass sie fast als allgemeingültig angesehen wird: Der «weisse Mann» ist frustriert, trauert alten Zeiten nach, hat Abstiegsängste – und wählt «Rechtspopulisten». Mit anderen Worten: Er ist zu einem Problem für die fortschrittliche Gesellschaft geworden.

Wie so vieles stammt auch diese Mode aus den USA. Dort steht der «angry white man» schon lange für den dumpfen Rassist im Einfamilienhäuschen, der die Zeichen der Zeit nicht erkannt hat und seinem aufgestauten Ärger in Online-Foren und an der Wahlurne freien Lauf lässt. Ganze Bücher sind über diesen «Verlierer des gesellschaftlichen Wandels» geschrieben worden; halb verächtlich, halb mitleidig analysieren Heerscharen von Experten die Psyche diesen armseligen Menschentypus.

Doch die simple Pathologisierung hält der Realität kaum stand: Es gibt auch viele Secondos, die sich über Ausländerkriminalität aufregen, und viele Frauen, welche Parteien wählen, die den Schreibern nicht genehm sind. Doch das spielt hier keine Rolle. Der «weisse Mann» ist der Blitzableiter der politisch Korrekten: Man darf nicht über Schwarze schimpfen, nicht über Schwule, nicht über Frauen, nicht über Ausländer, nicht über Muslime. Übrig bleibt: der weisse Mann.

Safranski und Sloterdijk

Auch dass sich dieser auf dem absteigenden Ast befindet, ist eine blosser Behauptung. Es sind grösstenteils weisse Männer, die in Wirtschaft, Wissenschaft und Technik die Welt voranbringen, auch die digitale Revolution im Silicon Valley haben wir fast ausschliesslich ihnen zu verdanken, wenn man die Asiaten dazuzählt. In Deutschland werden zurzeit die zwei grossen Denker Rüdiger Safranski und Peter Sloterdijk als «frustrierte weisse Männer» verunglimpft, weil sie es wagten, die offene Flüchtlingspolitik ihrer Regierung zu kritisieren. Doch die beiden sind weder frustriert, noch haben sie Abstiegsängste, im Gegenteil. Sie können sich frei äussern, gerade weil sie schon viel erreicht haben und sich nicht mehr um ihren Ruf kümmern müssen. Auch da kann man nur sagen: Zum Glück gibt es ihn, den weissen Mann.

Mehr zum Wahlerfolg der AfD: Seite 42

Unscharf

Economiesuisse legt eine neue Studie zum Wert der bilateralen Verträge mit der EU vor.

Was sind die bilateralen Verträge wert, die das Volk 1999 angenommen hat, die 2002 Gesetzeskraft erlangten und bis 2007 schrittweise in Kraft traten? Bisherige ökonomische Untersuchungen verorten den Nutzen, gemessen am Bruttoinlandprodukt (BIP) pro Kopf, im Bereich von minus 1000 und plus 2000 Franken, im Mittel also bei rund 500 Franken jährlich. Eine neue Zahl präsentierte am Dienstag der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse: Im Durchschnitt hätte jeder Schweizer im Jahr 2015 «rund 4400 Franken weniger zur Verfügung», hätte es «den Wachstumseffekt der bilateralen Verträge» nicht gegeben, schreibt der Verband in einer Medienmitteilung.

Liest man allerdings die ganze Studie, so relativiert sich dieser Wert. Mit der gewählten Methode könne man «keine direkten Kausalitäten [das heisst ursächliche Abhängigkeiten] nachweisen», heisst es im Papier. Die einzige gesicherte Aussage ist, dass das Schweizer BIP pro Kopf ab 2002 im Quervergleich zu den grossen Wirtschaftsräumen «EU» und «Rest der Welt» sowie im Vergleich zum Zeitraum 1992–2002 (ohne Bilaterale I) um rund einen halben Prozentpunkt jährlich rascher gewachsen sei.

Skeptische Ökonomen

In einer Ökonomen-Umfrage der *Weltwoche* zeigten sich kürzlich zehn von fünfzehn Teilnehmern skeptisch, dass sich die Effekte der Bilateralen I auf den Wohlstand mit solchen statistischen Analysen zuverlässig abschätzen lassen. Dazu trägt unter anderem die Tatsache bei, dass das Vertragspaket aus sieben einzelnen Verträgen besteht, die unterschiedlich wichtig sind und zu verschiedenen Zeitpunkten in Kraft getreten sind. Zudem kommt es spätestens ab 2005 zu einer Überlagerung zwischen den beiden Paketen der Bilateralen I und der Bilateralen II. Ebenfalls fraglich ist, wie zuverlässig sich die Effekte der Immobilienkrise in den neunziger Jahren sowie der Weltwirtschafts- und Euro-Krise ab 2009 herausfiltern lassen. Die Economiesuisse-Forscher sind darum ehrlich bemüht, aber der Vergleichszeitraum, in dem keine solchen Störungen die Ergebnisse überlagern können, ist dafür wohl zu kurz.

Interessant ist jene Grafik, aus der die Economiesuisse-Medienmitteilung den Gewinn von 4400 Franken pro Person ableitet: Der statistische Unschärfbereich ist so weitläufig, dass er auch einen Zusatznutzen von null Franken nicht ausschliesst. Florian Schwab

Eine, die mit Heiterkeit ihren Weg geht

Von Thomas Renggli — Sie gewinnt als erste Schweizer Skirennfahrerin seit 21 Jahren den Gesamtweltcup. Trotzdem stösst die Ausnahmeerscheinung Lara Gut in der Öffentlichkeit auf eine gewisse Unterkühltheit. Zu Unrecht. Die eigenwillige Tessinerin setzt eigene Massstäbe, auch im unternehmerischen Sinn.

Ski-Schätzchen. Schneepinzessin. Liebling der Nation. Befinden sich Schweizer Skirennfahrerinnen auf der Überholspur, macht das helvetische Sportpublikum normalerweise winterliche Fieberschübe durch. Das Mittagessen wird vor dem Fernseher verdrückt, die Grossmütter jubeln mit den Enkeln. Und ist der Diminutiv aufgrund des eher spröden Glarner Charmes nicht zulässig, werden die Reserven der Nationalbank zum Massstab genommen: Gold-Vreni!

Einundzwanzig Jahre nach Vreni Schneider stemmt diese Woche wieder eine Schweizer Athletin die wertvollste Trophäe im alpinen Skirennsport in die Höhe: Lara Gut – 24 Jahre, 58 kg, 160 cm. Die zierliche Tessinerin ist eine Gigantin des Wintersports. Trotzdem stösst sie im eigenen Land auf eine aufsehenerregende Gleichgültigkeit. Die *Sonntagszeitung* kommentiert es mit der Schlagzeile «Lara Gut und die Schweizer Missgunst» und begründet die öffentliche Distanz mit dem «manchmal kapriziösen Benehmen» der Sportlerin. Radio-Lautsprecher und Chef-Jubler Berni Schär fordert von Gut eine öffentliche Entschuldigung nach einem Seitenhieb gegen Konkurrentin Lindsey Vonn. Selbst in ihrem Heimatkanton sind 63 Prozent der Teilnehmer einer Internetumfrage der Meinung, dass Gut den Sieg im Gesamtweltcup nicht verdient hat.

Die Schöne und das Biest

Was ist mit den Schweizern los? Haben sie die Liebe zu ihrem Kulturgut Ski verloren, verweigern sie sich den eigenen Helden, negieren sie gar ihre Wurzel? Holt die nationale Neidkultur unsere Pistenstars ein?

Wohl nicht. Zwar hat der Skisport im Schatten des omnipräsenten Fussballs nicht mehr die gleiche Strahlkraft und identitätsstiftende Wirkung wie in den goldenen 1980er Jahren. Die Helden der Jugend heissen Ronaldo und Messi statt Zurbriggen und Kernen. Und trotzdem greift diese Einschätzung im Fall von Lara Gut zu kurz. Denn die 24-jährige Tessinerin aus Sorengo bei Lugano bringt alles mit, was eine Ausnahmesportlerin ausmacht: Sie ist talentiert, attraktiv, intelligent, medien-gewandt. Sie lächelt in die Kameras und gibt Interviews in Deutsch, Italienisch, Französisch, Englisch und Spanisch – und wird von vielen Schweizern trotzdem nicht verstanden. Denn Lara Gut geht ihren eigenen Weg. Sie focht um die Organisationsstrukturen von Swiss-Ski, hält mit ihrer Meinung nie zu-

rück, stösst Trainer und Journalisten mit ihrer zuweilen schnippischen bis arroganten Art vor den Kopf. In der überschaubaren Welt des Skisports, einem Mikrokosmos der Heidis, Vronis und Vrenis, in dem die Siegerinnen zuerst der Grossmutter zum Geburtstag gratulieren oder der Liebblingstante für die Unterstützung danken, spielt Gut eine ganz spezielle Rolle: Sie ist die Schöne und das Biest.

Mit Rollerblades Slalom geübt

Sportlich gibt es nur eine Meinung. Der Gewinn im Gesamtweltcup ist erst der Anfang: «Das ist der Beginn einer grossen Ära», prophezeit Mauro Pini. Der Tessiner war – neben Vater Pauli Gut – der erste Trainer Laras und führte die Hochbegabte im Teenageralter an die Weltspitze. Als Pini vor rund zehn Jahren die spanische Riesenslalom-Spezialistin María José Rienda Contreras betreute, liess er Gut im Training auf derselben Piste fahren: «Lara war damals erst vierzehn – doch sie hielt bei schwierigsten Bedingungen schon mit den Besten der Welt mit», erinnert er sich.

2006 gewann Lara Gut das prestigeträchtige Jugendskirennen Trofeo Topolino: «Das war die wichtigste Phase ihrer Entwicklung», sagt Pini, «ihr Vater Pauli förderte sie geschickt – nicht nur auf der Piste, auch mit alternativen Trainingsformen im koordinativen, physischen und spielerischen Bereich.» So soll sie



Gigantin des Wintersports: Lara Gut mit Vater.

auf einem abschüssigen Parkplatz in Airolo mit den Rollerblades stundenlang Slalom geübt haben. Verkehrstechnisch fragwürdig, sportlich aber wegweisend.

«Damals wurde die Basis für den heutigen Triumph gelegt», sagt Pini. Der Jugendfreund von Pauli Gut wurde danach als Trainer fürs Privatteam verpflichtet. Doch in der oft überhitzten Atmosphäre um das aufstrebende Talent zerbrach die Freundschaft mit der Familie. Im Jahr 2010, als Pini beim Skiverband angestellt war, kam es zum Eklat. Die damals neunzehnjährige Gut kritisierte den Trainer in der

«Im Verband realisierte man gar nicht, welch aussergewöhnliche Sportlerin heranreifte.»

Öffentlichkeit lautstark. Swiss-Ski sperrte die aufmüpfige Athletin für zwei Rennen – ein Novum im Schweizer Skirennsport.

Heute sind diese Episoden für Pini Schnee von gestern: «Ich bin sehr stolz, dass Lara den Weltcup gewinnt und freue mich ohne Wenn und Aber.» Dass sie dieses Ziel einst erreichen würde, war für den Trainer immer klar: «Sie hat herausragende Voraussetzungen und war ihren Alterskolleginnen immer voraus.» Dass sie von Anfang an ihre eigene Schiene fuhr, war für Pini situationsbedingt: «Ich glaube, im Verband realisierte man damals gar nicht, welch aussergewöhnliche Sportlerin heranreifte. So war es für sie das Beste, im eigenen Team zu arbeiten.»

Mit diesem Lösungsansatz ist Gut nicht allein. Andere Grössen gingen ebenfalls ihren eigenen Weg: Marc Girardelli, Anja Pärson, Bode Miller, Lindsey Vonn, Sonja Nef. Finanziell war diese Strategie für Gute eine Gratwanderung. Denn als junge Sportlerin ist es schwierig, die jährlichen Kosten von (rund) 500 000 Franken einzufahren.

Wunderkind der Szene

So war das Talent immer auf grosszügige Sponsoren und Gönner angewiesen – zu den wichtigsten zählt der Tessiner Online-Banker Enzo Filippini. Der Präsident des kantonalen Skiverbands half Gut erstmals 2005 bei der Finanzierung eines Sommertrainingslagers in Südamerika, nachdem sich ein anderer Geldgeber auf Französisch verabschiedet hatte. Danach gehörte Filippini während zweier Jahre zu den wichtigsten Investoren im Gut-Team. Wobei er das Wort «Investor» selber relati-



«Sieger sind immer im Recht»: Ski-Champion Lara Gut in «Tutti giù – Im freien Fall» (2012).

viert: «Normalerweise erwartet man bei einer Investition einen finanziellen Rückfluss, aber bei diesem Engagement geht es um die Sportbegeisterung. Ich liebe Skifahren – und Lara ist eine wunderbare Sportlerin.» Finanziell hat sich Filippinis Liebe zumindest für Gut ausbezahlt. In dieser Saison gewinnt sie Preisgelder in der Höhe von rund 400 000 Franken. Der Gesamtweltcup-Sieg dürfte ihr dank Sponsoren- und Marketing-Einnahmen rund 1,5 Millionen Franken eintragen.

Auch Gregor Furrer, der frühere Präsident des Swiss-Ski-Pools und Kenner der Szene, bezeichnet Gut als Ausnahmeerscheinung: «Sie kann Rennen in vier Disziplinen gewinnen – das wird es für die Konkurrenz in Zukunft schwierig machen.» Entscheidend ist für Furrer die Steigerung im Riesenslalom: «Das macht sie zur kompletten Skifahrerin.» Dass sie mit ihrer Art aneckt, relativiert er: «Die heile Welt im Skisport gab es nie – auch Fahrerinnen wie Erika Hess und Vreni Schneider gingen knallhart ihren Weg. Sonst ist Erfolg nicht möglich.»

Ihre Extraklasse beförderte Gut zum Wunderkind der Szene: Mit sechzehn gewann sie die Europacup-Gesamtwertung, mit siebzehn siegte sie im Super-G von St. Moritz zum ersten Mal im Weltcup und schrieb Geschichte als jüngste Siegerin in dieser Disziplin. Mit acht-

zehn holte sie an den Weltmeisterschaften im Val d'Isère in der Abfahrt und der Kombination die Silbermedaille. Mit den Erfolgen kamen Druck und Erwartungshaltung ungewöhnlich früh: «Manchmal vergisst man, wie jung Lara noch ist», sagt Enzo Filippini, «natürlich hat sie Fehler gemacht, aber welcher junge Mensch darf keine Fehler machen?» Fast schon philosophisch sieht es Gregor Furrer: «Lebenserfahrung kann man nicht lernen.»

Letztlich zählen nur Erfolge – und diese ebneten den Weg zum Kompromiss. Der Verband integrierte Pauli Gut in den offiziellen Trainerstab und machte die Synergie möglich: So geht Gut nun innerhalb von Swiss-Ski ihren individuellen Weg. In ein Schema pressen lässt sie sich gleichwohl nicht. Sie sagt Dinge, die kaum einer anderen Fahrerin über die Lippen kommen würden: «Ich habe nicht vor, nach meiner Skikarriere Rennen im Fernsehen zu kommentieren. Es gibt sinnvollere Betätigungen.» An einem Sponsorenanlass, an dem bei der Tombola ein Skitag mit einem Schweizer Nationalmannschaftsmitglied verlost wurde, zog sie klare Grenzen: «Dafür stehe ich nicht zur Verfügung.» Und während die übrigen Kadermitglieder bei der traditionellen Materialabgabe vor der Saison jeweils strahlen, als fänden Weihnachten, Ostern und Ge-

burtstag gleichzeitig statt, wähnt sich Gut nicht an einer Bescherung. Denn eigentlich würde sie lieber die Labels ihrer persönlichen Sponsoren tragen.

«Ecken und Kanten»

Wenn Gut an diesem Wochenende in St. Moritz als siebte Schweizerin die grosse Kristallkugel in Empfang nehmen kann, sind die Nebengeräusche ausgeblendet. Im Engadin liegt dem Schweizer Star die Skiwelt zu Füssen. Und dass ihr kaum das ganze Land zujubelt, muss nicht schlecht sein. «Sieger sind immer im Recht», sagt Pini. «Alle grossen Champions haben Ecken und Kanten», fügt Gregor Furrer an – und zieht einen interessanten Vergleich: «In gewisser Weise erinnert mich Lara Gut an Maria Walliser. Auch sie hatte nicht nur Freunde – doch auch sie setzte mit ihrer Intelligenz, ihrer Aura und der Vielsprachigkeit Massstäbe.»

Maria Walliser wurde dreimal Weltmeisterin, gewann zweimal den Gesamtweltcup und insgesamt sieben Medaillen an Grossanlässen. Auf dem Höhepunkt ihres Ruhms lag ihr ein Angebot aus Hollywood vor. Stimmt Furrers Vergleich, verheisst das für Lara Gut eine aufregende Zukunft: Fortsetzung folgt – demnächst in diesem Theater. ○



Todsicherer Instinkt: Produzent Martin.

Sir George Martin (1926–2016) — Dass dieser drahtige Mensch, dessen ins Auge springende Merkmale Eleganz und Umgangsformen waren, für den quicklebendigen Sound dieser Halbwüchsigen verantwortlich sein sollte, ist den Beatles-Fans der ersten Stunde nie ganz geheuer gewesen. Doch George Martin, der als Chef des Klassiklabels Parlophone die vier Liverpools entdeckte und bis zur Auflösung der Band 1970 auch betreut hatte, war nicht etwa eine altbackene Erscheinung, über die sich John, Paul, George und Ringo lustig machten. Es war sein todsicherer Instinkt, dem wir es zu verdanken haben, dass die Musik der Beatles auch heute noch kraftvoll klingt.

Den modischen Versuchungen des Produzentengeschäfts war er aus dem Weg gegangen – seine Inspiration fand er, einem Trüffelhund gleich, an den verborgensten Stellen: Für die einprägsamen Figuren im Streichquartett von Paul McCartneys «Eleanor Rigby» erschnüffelte er die musikalische Orientierung in der berühmten Duschszene von Hitchcocks «Psycho» (1960), wo ihn die spitz gesetzten Streicherakkorde faszinierten. Sein Sinn für Extravaganzen war dem 1996 in den Ritterstand erhobenen Martin schon immer zugutegekommen: Vor den Beatles hatte er erfolgreich Comedy-Alben für Peter Ustinov, Peter Sellers und Spike Milligan produziert. Auch nach dem Ende der Beatles war er nicht arbeitslos: Noch 1997 sass er für Elton Johns «Candle in the Wind» an den Reglern. Am vergangenen Donnerstag starb Sir George im Alter von neunzig Jahren in der Nähe von London. *Thomas Würdehoff*



Bond-Welten: Set-Designer Adam.

Ken Adam (1921–2016) — Da jeder Film ein Ensemble-Werk ist, die Filmkritik aber hartnäckig der Vorstellung anhängt, auch der Film habe einen singulären Schöpfer (wie Malerei, Literatur et cetera), werden neben dem Regisseur (und den Schauspielern) höchstens noch Autoren und Kameramänner erwähnt, aber ganz sicher nicht der Architekt oder auch *Set-Designer*, wie er in der Branche genannt wird. Dabei ist er es, der nicht nur den Schauplatz, sondern das komplette Ambiente entwirft. Und einer der grössten war der in Berlin geborene Klaus Hugo Adam, der 1934 mit der Familie nach Grossbritannien zog. 1957 schuf er das Setting für einen der besten Horrorfilme: «Night of the Demon».

Zum Star seines Handwerks wurde er durch seine Zusammenarbeit mit Stanley Kubrick und mit den Produzenten der James-Bond-Klassiker, für die er zwischen 1962 und 1979 das typische Bond-Image schuf. Ohne die unterirdischen Anlagen, die Festungen und Vulkane und – ganz, ganz wichtig für jeden Bond-Fan! – die Aston Martins hätten die Bond-Filme nie die Elite-Qualität erhalten, die sie von aller Konkurrenz abhob. Adam, der in London Architektur studiert hatte, inspirierte mit seinen kühnen Sets sogar Stararchitekten wie Daniel Libeskind und andere. Es gehört zu den herrlichen Ironien, dass Ken Adam zwar zweimal mit dem Oscar ausgezeichnet wurde, aber nicht für seine kühnen futuristischen Entwürfe, sondern für historische Sets: für Kubricks «Barry Lyndon» (1976) und «The Madness of King George» (1995). *Wolfram Knorr*

Personenkontrolle

Berset, Chaplin, Schneider-Ammann, Ritter, Maurer, Jans, Quadranti, Reynard, Bulliard, Friedl, Bernauer, Leibundgut, Faber, Trump, Clinton

Bundesrat Alain Berset (SP) eröffnete am Freitag vor einer Woche das 30. Internationale Filmfestival in Freiburg. Der Auftakt war Charlie Chaplin gewidmet. Und so habe er eigentlich heute über das Lachen reden wollen, sich aber dann anders entschieden. Er werde stattdessen über Sozialversicherungen sprechen. Der Saal grölte – zu offensichtlich war der kleine Seitenhieb gegen Bundespräsident Johann Schneider-Ammann (FDP). Diesem war einige Tage zuvor die Ansprache zum Tag der Kranken missglückt. «Rire, c'est bon pour la santé» – fast apathisch trug Schneider-Ammann diese Botschaft im Fernsehen vor und sorgte damit für Lachkrämpfe von Paris bis Washington. (*hmo*)

Der Nationalrat debattierte überraschend emotional über die Vorzüge und Nachteile der Individualbesteuerung. Markus Ritter (CVP), Präsident des Bauernverbandes, ereiferte sich so sehr über das Thema, dass er dem zuständigen Finanzminister Ueli Maurer (SVP) entgegenrief: «Geschätzter Herr Bundesrat, wenn ich «Individualbesteuerung» höre, stellen sich bei mir die Nackenhaare auf», um dann die Schwierigkeiten dieser Besteuerungsform für die Schweizer Landwirtschaft aufzuzählen. Ueli Maurer versicherte Ritter einfühlend, er verstehe ja, dass sich bei ihm «nur noch die Nackenhaare» sträuben könnten. Der St. Galler CVP-Politiker ist obenrum praktisch kahl – und Ueli Maurer bewies indirekt Selbstironie: Er teilt dieses Schicksal mit Markus Ritter. (*kep*)

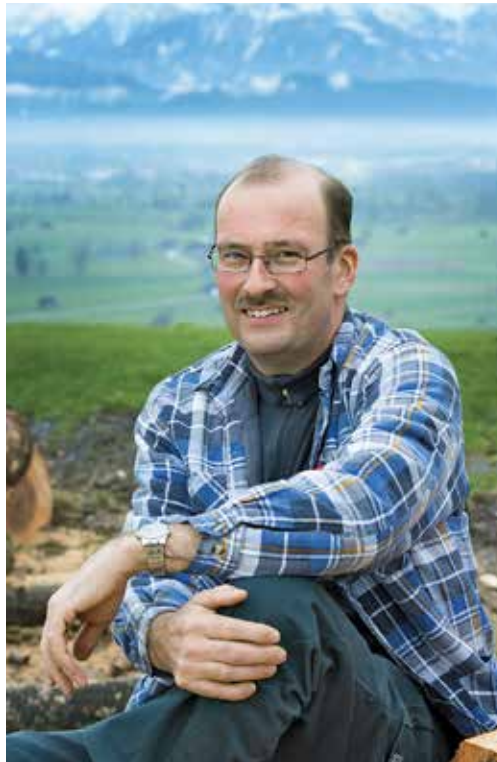
In der Debatte um seine Initiative für Ernährungssicherheit fielen dem Bauernpräsidenten Markus Ritter (CVP) fast die Ohren ab: Grund war der Basler SP-Nationalrat Beat Jans, der als Sprecher der Kommission auftrat. In dieser Funktion ist eigentlich ein sachlicher Überblick über die Entscheide der vorberatenden Kommission die Regel. Jans hingegen geriet in Fahrt und kanzelte alle ab, die mit der Initiative etwas zu tun hatten. Am Schluss fand nur der Redner selbst, er habe eine sachliche Interpretation geliefert. Ritter und seine Mitstreiter dagegen schnaubten. (*hmo*)

Zweiklassengesellschaft! Ungerechtigkeit! Menschenrechtsverletzung! Mit den bewährten Kampfrufen warnten gleich fünf Mitglie-

der des Nationalrats in der Fragestunde vor dem nächsten Unheil, das unserem Land droht: Die ETH Lausanne will ihre Studiengebühren verdoppeln – von 1200 auf 2400 Franken. Das treffe den Mittelstand, mahnte **Rosmarie Quadranti** (BDP). Es schrecke Ärmere ab, fürchtete **Mathias Reynard** (SP). Und es verletze den Grundsatz der Chancengleichheit in der Bundesverfassung und in internationalen Konventionen, schimpfte **Christine Bulliard** (CVP). Der Bundesrat wies nur darauf hin, dass die beiden ETH – mit vierzig Prozent ausländischen Studierenden – zu den günstigsten Schweizer Hochschulen zählen. Er erwähnte nicht, dass die anderen technischen Hochschulen, die sich weltweit unter den zehn besten finden, das Zehnfache an Studiengebühren fordern. Und er sagte auch nicht, dass immerhin das wichtigste Menschenrecht für Parlamentarier gewahrt bleibt: sich lächerlich zu machen. (sär)

«Wildtiere unter uns» zeigt das Magazin des Bundesamtes für Umwelt in seiner aktuellen Ausgabe, dabei stellt es auch zehn Wildtierbiologen vor. Die männliche Form ist geboten, denn unter den Porträtierten findet sich keine einzige Wildtierbiologin, wie Nationalrätin **Claudia Friedl** (SP) in der Fragestunde klagte: «Wie verträgt sich diese Kommunikation mit dem Diskriminierungsverbot im Gleichstellungsgesetz?» Die Kritikerin hatte offenbar das Impressum nicht gelesen: Die Verantwortung für das Magazin – nach dessen Notwendigkeit sich im Parlament auch einmal fragen liesse – trugen ein Mann und eine Frau. (sär)

Die Klimaforscher drohen mit dem Weltuntergang – aber nirgends spricht sich das Volk für eine strenge Klimapolitik aus, die zu weniger Lebensqualität führen würde. «Wie liessen sich die öffentliche Unterstützung und damit die politische Machbarkeit auf nationaler und in-



Haarsträubend: Bauernpräsident Ritter.

ternationaler Ebene steigern?», fragt deshalb Professor **Thomas Bernauer**, der an der ETH Politik lehrt und im Kanton Zürich für eine Einzelinitiative von ETH-Professor **Hansjürg Leibundgut** kämpft, die Öl- und Gasheizungen verbieten will. Mit einem der begehrten ERC-Grants der EU testete sein Team in China, Indien, Deutschland und den USA, wie sich die öffentliche Meinung zu Gunsten des Klimaschutzes beeinflussen liesse. Eine Studie aus den USA, eben in der Zeitschrift *Nature Climate Change* veröffentlicht, zeigt jetzt auf: Die Leute lassen sich auch nicht für strenge Massnahmen gewinnen, wenn man sie nicht mit der Klimakatastrophe schreckt, sondern sie mit wirtschaftlichen oder gesundheitlichen Vorteilen



Kampfrufe: CVP-Nationalrätin Bulliard.



Rundumschlag: SP-Nationalrat Jans.

lockt. Was unterscheidet solche Wissenschaft von Marktforschung? Thomas Bernauer drückt sich um eine Antwort: «Die Studie zeigt, dass sich die öffentliche Meinung nicht so leicht manipulieren lässt.» (sär)

Marc Faber, Schweizer Börsenguru mit Aufenthaltsort Thailand, liess die Zuschauer des amerikanischen Business-Senders CNBC seine Präferenzen für den US-Wahlkampf wissen: Er würde für **Donald Trump** stimmen, da dieser der Einzige sei, der **Hillary Clinton** schlagen könne. Und, so Faber weiter: «Wenn ich Amerikaner wäre, würde ich alles tun, um Hillary Clinton nicht als Präsidentin zu bekommen. Alles!» (fsc)

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für die Digitalisierung in KMU.



Antonio Cappellaro
Key Account
Manager

Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei upc cablecom business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur Abschaltung der analogen Telefonie, der neuen VoIP Technologie oder zu einer intelligenten Arbeitsplatz-Lösung haben – wir liefern die Antworten.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Antonio Cappellaro | Tel. 044 578 78 78 | upc-cablecom.biz
Corporate Network · Internet · Phone · TV



upc cablecom
business

Enteignung der Eigentümer

Von Beat Gygi — Ende 2014 hat die Familie Burkard angekündigt, sie wolle ihre Sika-Mehrheitsbeteiligung verkaufen. Der Verwaltungsrat blockiert den Übergang mit allen Mitteln. Wie kam es so weit, dass sich der Eigner von seinen Angestellten sagen lassen muss, was er mit seiner Firma tun darf?

Der Chemiespezialitäten-Konzern Sika sorgt mit seinen Zusatzstoffen im industriellen Alltag dafür, dass beim Bauen der Beton fester wird, Decken nicht undicht werden, dass Baumaterialien vor Zersetzung geschützt und Konstruktionen stabiler werden. Pikanterweise besteht nun die Gefahr, dass die gleiche Sika für die schweizerische Rechtsordnung und Gesetzgebung die gegenteilige Wirkung entfaltet. Seit Ende 2014 kämpfen zwei Lager um die Kontrolle des Unternehmens: Die Eigentümerfamilie will ihren Anteil am Konzern verkaufen, Verwaltungsrat und Geschäftsleitung wehren sich mit allen Mitteln dagegen. Der Streit läuft nun über die Gerichte, und im ungünstigen Fall kann es zu einer Aufweichung der Rechtsordnung kommen, zum Zersetzen bisheriger Spielregeln für Aktiengesellschaften.

Persönliche Enttäuschung

Im Zentrum steht die Frage: Wie steht es um die Garantie der Eigentumsrechte? Darf ein Eigentümer von Aktien oder von Unternehmen diese frei nach seinen Vorlieben verkaufen, oder muss er dabei speziell Rücksicht auf andere nehmen? Bei Sika geht es um den Verkauf der Stimmenmehrheit, also letztlich um die Kontrolle des Konzerns. Im Dezember 2014 hat die Eigentümerfamilie Burkard angekündigt, sie wolle ihre Beteiligung an Sika für 2,75 Milliarden

Franken an den breit ausgerichteten, zum Teil auf ähnlichen Gebieten wie Sika tätigen französischen Konzern Saint-Gobain verkaufen. Verwaltungsrat und Konzernführung reagierten empört, organisierten sofort den Widerstand und vermochten den Verkauf bisher via Gerichtsbeschlüsse zu blockieren.

Der Sika-Verwaltungsrat beschränkte die Stimmrechte der Familie für die Wahlen an den Generalversammlungen 2015 auf 5 Prozent der Namenaktien, um die eigene Abwahl zu verhindern. Die Klärung der Frage, ob der Verwaltungsrat dies tun dürfe, ist beim Kantonsgericht Zug hängig, dessen Urteil im Sommer oder Herbst erwartet wird. Anschliessend ist der Weiterzug an das Obergericht des Kantons Zug und an das Bundesgericht möglich, es kann also Jahre dauern, bis die Frage geklärt wird. Vor wenigen Tagen hat die Familie bekräftigt, sie halte am Vorhaben fest und verlängere den Kaufvertrag mit Saint-Gobain um ein bis zwei Jahre. So wird nun der Kampf um die Auslegung des Schweizer Aktienrechts mit aller Härte und renommierten Rechtsexperten auf beiden Seiten weitergeführt.

Sika-Verwaltungsratspräsident Paul Hälg ist nach seinen Worten persönlich enttäuscht von der Vertragsverlängerung und von der Haltung der Familie Burkard. Sika habe ein Angebot zuhanden der Familie vorbereitet, das dieser eine

attraktive Alternative zum Verkauf an Saint-Gobain biete, aber die Gegenseite zeige kein Interesse. Urs Burkard, Vertreter der Familie im Sika-Verwaltungsrat, bestätigt im Gespräch, dass die Familie an einem solchen Angebot nicht interessiert sei, man habe einen Vertrag mit dem industriell soliden Konzern Saint-Gobain, der der Sika-Gruppe langfristig mehr bringe als der Einstieg von Finanzinvestoren.

Die verkaufswilligen fünf Geschwister der Familie Burkard sind über einen Aktionärsbindungsvertrag verbunden und halten die Beteiligungsgesellschaft Schenker-Winkler-

Dass die Familie ganz wegziehen will, hat zum offenen Aufstand des Managements geführt.

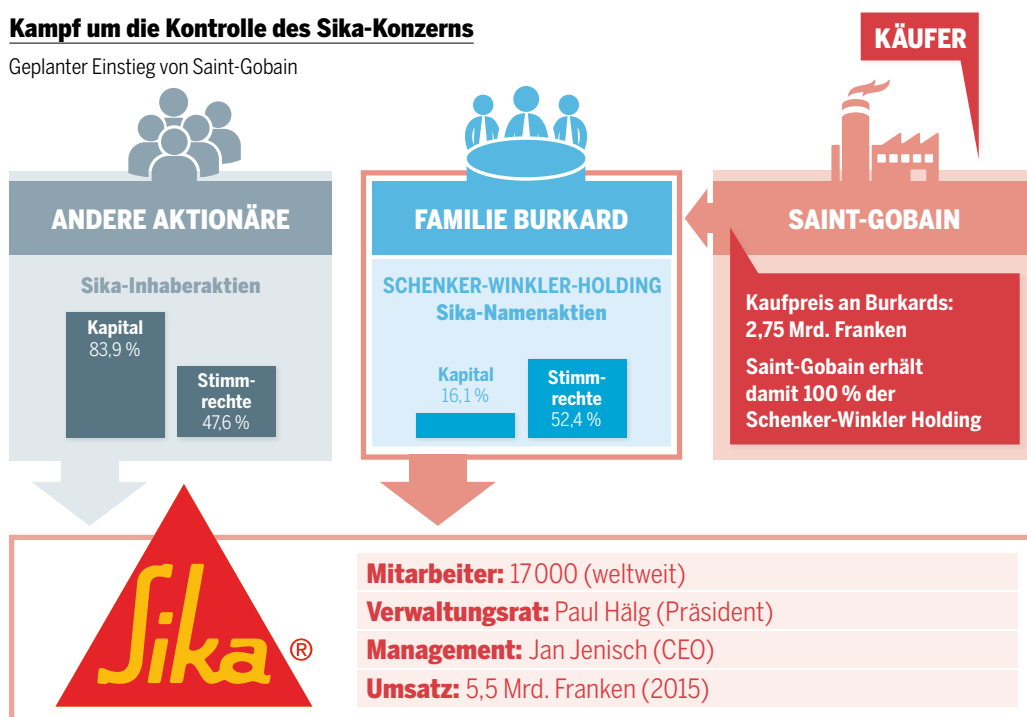
Holding (SWH) zu gleichen Teilen, wie dies in der Grafik unten im mittleren Block dargestellt ist. Im Portefeuille dieser SWH liegen Sika-Namenaktien, die gut 52 Prozent der gesamten Stimmrechte von Sika und gut 16 Prozent des gesamten Aktienkapitals ausmachen. Diese Namenaktien haben pro Franken eine sechsmal höhere Stimmkraft als die Inhaberaktien, die 84 Prozent des Kapitals ausmachen, aber nur knapp 48 Prozent der Stimmen. Diese im linken Block dargestellten Anteile liegen vor allem bei Publikumsaktionären und werden an der Börse gehandelt.

Wie kam es so weit, dass sich der Mehrheitsaktionär nun – zumindest vorübergehend – quasi von seinen Angestellten sagen lassen muss, was er mit seiner Firma tun darf und was nicht? Bildlich gesehen, kann man sich das Unternehmen Sika als dreistöckiges Haus vorstellen. Im Erdgeschoss arbeitet das Unternehmen, das chemische Spezialitäten vor allem für Bauwirtschaft und Autoindustrie herstellt, seit zwanzig Jahren stark wächst, in vielen Ländern Niederlassungen hat und auch im flauen Jahr 2015 noch aufgedreht hat: Die über 17 000 Mitarbeiter kamen auf einen Umsatz von 5,5 Milliarden Franken, dies bei hoher Ertragskraft. Im Erdgeschoss läuft es also gut, Verwaltungsrat und Geschäftsleitung sind erfolgreich.

Im ersten Stock sitzen die Aktionäre und kontrollieren die Firma. Neben dem stimmenmässigen Mehrheitsaktionär SWH blicken Tausende von Publikumsaktionären aus den Fenstern, der Börsenhandel führt zu einem dauernden Kommen und Gehen. Der Zugang zu diesem Stockwerk hat eine komplizierte Tür: Die Sika-

Kampf um die Kontrolle des Sika-Konzerns

Geplanter Einstieg von Saint-Gobain



Stimmenmehrheit entscheidet.



Im Netz des Verwaltungsrats.

Statuten enthalten eine Vinkulierungsregel, die dem Verwaltungsrat die Befugnis gibt, bei Namenaktien Eintragungen ins Aktienbuch oberhalb einer Stimmenquote von fünf Prozent abzulehnen. Daneben kennen die Statuten eine Opting-out-Regel, die dazu führt, dass ein Aktionär, der sich gross einkauft, den andern nicht obligatorisch auch ein Angebot machen muss.

Über den Aktionären, im zweiten Stock, wohnt die Eigentümerfamilie, heute die fünf Geschwister, welche die SWH halten. Früher war der Kontakt zwischen dem Erdgeschoss und dem zweiten Stock eng, als Familienvertreter jeweils auch in der operativen Spitze bei Sika arbeiteten; zuletzt war dies Romuald Burkard, Vater der heutigen Eigentümergeneration. Dann wurden die Chefposten jeweils mit externen Leuten besetzt, später auch das Verwaltungsratspräsidium, und in jüngerer Zeit hat die Familie sogar zunehmend Mühe gehabt, eigene Leute als normale Vertreter in den Verwaltungsrat zu bringen, die den Kriterien der übrigen Verwaltungsräte entsprachen. Neben Urs Burkard sind heute zwei weitere Mitglieder als SWH-Nahestehende im Verwaltungsrat. Ein Teil der Sitzungen findet ohne die drei statt, mit separaten Protokollen.

Dass die Familie nun ganz wegziehen will, also aus dem zweiten Stock ausziehen und diesen an die Chefs von Saint-Gobain übergeben, hat zum offenen Aufstand der Führung im

Erdgeschoss geführt. Mit allen Mitteln sucht man zu verhindern, dass Saint-Gobain die Stimmkraft der SWH erhält. Zunächst griffen Verwaltungsrat und Management vor allem zu geschäftlichen Argumenten: Die unternehmerische Zukunft der Sika-Gruppe werde durch einen Übergang in den Saint-Gobain-Konzern beschädigt, die Sika-Dynamik werde verlorengehen, und der neue Eigentümer werde Sika mehr oder weniger aussaugen müssen, wenn der hohe Kaufpreis wieder hereingespielt werden solle. Was an Synergien versprochen werde, lasse sich nur auf Kosten der Sika-Seite realisieren, und irgendwann würden die verbliebenen Publikumsaktionäre von Sika ausgehungert.

Der grosse Haken

Darüber hinaus hat der Verwaltungsrat unter den Publikumsaktionären Unterstützung gesucht und zum Widerstand gegen den Mehrheitsaktionär mobilisiert – dies mit dem Geld der Gesellschaft, wie ein Beobachter anmerkte. Das Vorgehen gegen den Mehrheitsaktionär begründet die Sika-Führung auch mit dem Argument des Interessenkonflikts: Die Familienvertreter seien als Verkaufswillige an einem möglichst hohen Erlös interessiert, das vertrage sich schlecht mit der Rolle als Sika-Verwaltungsrat, der die Interessen von Sika wahrnehmen müsse. Diese These wird indessen von

Aktienrechtlern bestritten, die darauf hinweisen, dass es gerade folgerichtig sei, wenn die Eigentümer ihre Interessen im Verwaltungsrat wahrnehmen.

Der Berner Wirtschaftsrechtsprofessor Peter V. Kunz, der für die Familienseite ein Gutachten erstellt hat, legt im Gespräch dar, dass er noch nie so etwas beobachtet habe wie nun im Fall Sika. Ein Verwaltungsrat, der im Abwehrkampf gegen eine Übernahme «seiner» Gesellschaft die Stimmrechte des Mehrheitsaktionärs blockieren lasse, sei bisher einzigartig und ohne Präjudiz. Er weist auf das Risiko hin, das der Verwaltungsrat mit seinem Verhalten eingehe, da später allenfalls Verantwortlichkeitsklagen drohen könnten, vor allem wenn die Transaktion zwischen der Familie und Saint-Gobain scheitern sollte.

Die Stellung des Sika-Verwaltungsrats erscheint selbst dann nicht felsenfest begründet, wenn man die Argumentation seiner eigenen Experten anschaut. So wird eingeräumt, dass Stimmrechtsaktien mit einer sechsfach höheren Stimmkraft gültig zustande gekommen und zulässig seien. Zulässig sei auch, dass die Familie diese Stimmrechtsaktien über die Holding SWH halte, und diese sei rechtsgültig mit 52 Prozent im Aktionärsregister eingetragen. Und schliesslich sei auch das Opting-out gültig erfolgt und zulässig. Und der grosse Haken am Ganzen ist, dass die Vinkulierung der Aktien-

eintragung, auf die sich der Verwaltungsrat beim Blockieren der Stimmrechte der Familie beruft, sozusagen die falsche Ebene betrifft. In den Sika-Statuten bezieht sich die Möglichkeit der Eintragungsbegrenzung auf 5 Prozent auf die Sika-Namenaktien. Die Familie will aber die Schenker-Winkler-Aktien an Saint-Gobain verkaufen.

Die Vinkulierungs-Waffe wird nur dann möglich, wenn man quasi einen Kunstgriff anwendet. Man muss argumentieren, es sei eigentlich unerheblich, dass Saint-Gobain der Familie die SWH abkaufe und die Vinkulierung nur auf der Ebene darunter, bei Sika, geltend gemacht werden könne. Ob Saint-Gobain nun indirekt auf der Stufe SWH oder direkt bei Sika einsteige – die wirtschaftliche Beherrschung sei ja in beiden Fällen letztlich die gleiche. Das ist das Argument, das der Zürcher Anwalt Peter Nobel schon früh in der Auseinandersetzung unter dem Titel wirtschaftliche Betrachtungsweise lanciert hat. Rechtsgutachten der Sika-Seite zielen verschiedentlich darauf ab, die Aufmerksamkeit auf die wirtschaftliche Betrachtung zu lenken. Das bedeutet grob gesagt, dass man die formellen rechtlichen Strukturen völlig anders beachten sollte als bisher. Und bildlich heisst es, dass das mittlere Stockwerk im Sika-Haus praktisch eliminiert wird; es zählt nur der Herrscher im obersten Stock, gerade, als ob die Decken völlig undicht seien.

Eigentümerfamilie hat gute Chancen

Kunz ist indessen der Ansicht, dass die wirtschaftliche Betrachtung, ethische Überlegungen oder Argumente, nach denen ein Durchgriff über mehrere Stufen hinweg bestehe, weder im Gesetz noch in der Gerichtspraxis von Bedeutung sei, wenn es um eine aktienrechtliche Auseinandersetzung gehe. Im Steuerrecht oder im Börsengesetz sei die Frage nach den wirtschaftlich Berechtigten durchaus relevant, aber nicht im Aktienrecht. So sei in den Sika-Statuten die Vinkulierung klar geregelt: zu prüfen seien Käufer von Sika-Aktien bei der Eintragung. Ein Kontrollwechsel auf der Stufe darüber, in der SWH, werde dagegen von dieser Vinkulierung nicht erfasst. Nach der Einschätzung von Kunz hat die Position der Eigentümerfamilie vor Gericht grosse Chancen, wobei er auch darauf aufmerksam macht, dass die Verfahren lange dauern können und unter Umständen einen langen Atem notwendig machen.

Bankier Thomas Matter fände es alarmierend, wenn im Fall Sika der formelle Rechtsrahmen nicht vollständig umgesetzt würde, sondern von moralischen, ethischen, wirtschaftlichen oder verteilungspolitischen Argumenten überlagert würde. Jeder Investor habe ja gewusst, worauf er sich mit dem Kauf von Sika-Aktien einlasse, die Aktienstruktur und die Mehrheitsverhältnisse sei ebenso bekannt gewesen wie die Vinkulierungs- und Opting-out-Klauseln. ○

Geschichte

Verdingbub mit Erfindergeist

Von Florian Schwab — Wie der vorarlberger Einwanderer Kaspar Winkler, Sohn eines armen Schuhmachers, den Grundstein für die Erfolgsgeschichte von Sika legte.

«Zement, Sika, Klinker, Zink, Glaswolle, Eternit, das sind die Vokabeln meiner Kalligraphie.»

Max Frisch, Architekt und Schriftsteller

Wenn heute um die Chemiespezialitäten-Firma Sika gestritten wird, dann geht es auch um die Verteilung des betriebswirtschaftlichen Erbes von Kaspar Winkler, dem Firmengründer und Urgrossvater der heute in der Schenker-Winkler-Holding tonangebenden Generation. Der Sika-Erfinder wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Sohn eines armen Schuhmachers in der Nähe von Feldkirch im österreichischen Vorarlberg geboren und wanderte mit siebzehn Jahren in die Schweiz ein.

Wäre Winkler stattdessen in die USA gegangen, man würde wohl von einem Paradebeispiel des amerikanischen Traums sprechen. Doch auch Winklers helvetischer Traum kann sich sehen lassen. Die bitterarmen Verhältnisse, in denen Winkler aufwuchs, führten ihn ab

Der neuartige Baustoff erlaubte es, die Tunnel inwendig gegen Wassereinträge abzudichten.

dem zarten Alter von neun Jahren als Verdingbub («Schwabengänger») zur landwirtschaftlichen Arbeit nach Süddeutschland, wo er beim Fuhrwerken mit dem Vieh ein Auge verlor. Es folgte eine Ausbildung als sogenannter Pflasterbub in Bregenz.

Erste chemische Patente

Bauarbeiter waren gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der Schweiz sehr gefragt, und so kam der junge Kaspar Winkler im Jahr 1889 nach Zürich. Innert weniger Jahre arbeitete er sich zum Betriebsleiter der Schweizerischen Granitwerke in Zürich hoch – eine anspruchsvolle Aufgabe mit Zwölfstundentagen. Ab 1906 begann er in Rand- und Freistunden im Labor mit Baustoffen zu experimentieren. Ein Jahr später meldete er erste chemische Patente an. Handschriftliche Aufzeichnungen Winklers zeigen, dass er im Jahr 1910 das Produkt erfand, das am Anfang seines unternehmerischen Werdegangs stand: Sika, ein Abdichtungsmörtel, der auf einem «damals unbekanntem chemischen Verfahren zur Beschleunigung des Abbindens und Erhärtens von Portlandzement» beruhte, wie es vierzig Jahre später ein Nachruf beschreiben sollte.

Ein Jahr später gründete er zur Herstellung von Sika in der Neugasse in Zürich das Unternehmen Kaspar Winkler & Co.

Den unternehmerischen Durchbruch schaffte die Firma nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich die Schweizerischen Bundesbahnen in den Tunneln entlang der Gotthardstrecke von den Vorzügen von Sika überzeugen konnten: Der neuartige Baustoff erlaubte es, die Tunnel inwendig gegen Wassereinträge abzudichten und so für das Zeitalter der Elektrolokomotive betriebsicher zu machen. Im Oktober 1919 zog Winkler mit seinen rund zehn Mitarbeitern nach Altstätten um. Im selben Jahr erwarb er die schweizerische Staatsbürgerschaft. Die Einbürgerungsakten vermerken bei der Firma des «mundartlich angepassten Mannes» damals einen Jahresumsatz von rund 300 000 Franken. Winkler verstärkte seine Mannschaft um den tatkräftigen Chemiker Thomas A. Shann, der fortan die Fabrikationsverfahren im Auge behielt.

Erste Versuche, Vertriebskanäle im Ausland aufzubauen, scheiterten. Also kaufte Winkler im Jahr 1921 eine Fabrik in Süddeutschland, um den grösseren Markt von innen heraus zu erschliessen. Die Leitung der Firma sollte er bald, für damalige Zeiten eher ungewöhnlich, seiner Tochter Klara anvertrauen. Doch auch diese Expansion geriet ins Stocken. Winkler holte Klara heim und betraute einen gerissenen Schweizer Bauingenieur mit dem deutschen Markt, Jost Wey. Dieser führte zwar das Unternehmen sehr erfolgreich, übervorteilte jedoch den Gründer: 1932 kam es, gerichtlich erzwungen, zur Abspaltung des deutschen Geschäfts, welche das Unternehmen erst 1973 mit dem Zurückkauf der Markenrechte in Deutschland wieder ausbügeln konnte. Winkler zog sich aus dem Unternehmen zurück und übersiedelte ins Tessin. Über die Persönlichkeit Winklers ist wenig überliefert. Man weiss aber, dass er seinem Heimatdorf Thüringen bis in die späten zwanziger Jahre regelmässige Besuche abstattete und dabei Bananen als Geschenk mitbrachte.

Vor dem kompletten Ausverkauf der Firma an Wey bewahrte Winkler der Ehemann seiner Tochter Klara, Fritz Schenker. Schenker brachte mehr betriebswirtschaftliches Flair mit als der ehemalige Verdingbub. Er trieb die Gründung der Aktiengesellschaft namens Sika voran und leitete in den 1930er Jahren eine weltweite Expansion in die Wege: Schlag



Unübertroffenes Dichtungsmittel: Bahntunnelbaustelle bei Stuttgart, 1930.



Vorzüge von Sika: Stollenbau im Oberhasli, 1942.



Ausbildung als Pflasterbub in Bregenz: Winkler.

auf Schlag wurden Tochtergesellschaften in Spanien, Polen, Japan, Brasilien und Österreich gegründet. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg folgten noch die Vereinigten Staaten und Argentinien.

Die Kriegsjahre selbst brachten die internationalen Tätigkeiten teilweise zum Erliegen. Dagegen verdankte das Schweizer Stammhaus dem Festungs- und Kraftwerksbau zwischen 1939 und 1945 sein Überleben. Fritz Schenker rückte als Hauptmann ins Schweizer Militär ein. Erst nach Ende des Weltkriegs kam die Firma wieder auf Kurs. Und wie! Der Wieder-

aufbau nach den kriegsbedingten Verwüstungen wurde für Sika in den späten vierziger und den frühen fünfziger Jahren zur Goldgrube mit traumhaften Wachstumsraten. Firmengründer Kaspar Winkler verstarb im Jahr 1951, als das Familienunternehmen in voller Blüte stand. Etwas kryptisch heisst es in einem Nachruf: «Seine Lieblingsbeschäftigung aber galt in den letzten Jahren seines Lebens den nicht mehr messbaren, von vielen aber noch erfüllten Stoffen und Kräften, also jenem Grenzgebiet, über das sich die Wissenschaft noch streitet.»

Zwei Jahre nach dem Tod des Gründers heiratete sich Romuald Burkard, der Vater der jetzt tonangebenden Schenker-Winkler-Erben, in die Familie Winkler ein und übernahm später die Unternehmensleitung. Burkard sollte zum Retter des Unternehmens werden, das Anfang der sechziger Jahre in eine Krise geriet. Fritz Schenker beklagte damals das «zehn- bis hundertfache Übergewicht» von «mächtigen Konzernen». Die Produkte von Sika, die bislang im Wesentlichen zusammengemischt wurden, mussten raffinierter werden. Romuald Burkard nahm sich der Forschungsarbeit an und wies innert weniger Jahre bedeutende Erfolge in der Herstellung organischer Säuren und Kunstharze vor. Aus dem Baustoffzulieferer wurde ein technologisch anspruchsvoller Chemiebetrieb. Ab 1962, Fritz Schenkers Schwiegersohn Romuald Burkard hatte die Firma übernommen, hiess das Stammhaus neu «Kaspar Winkler & Co. Inhaber Dr. F.A. Schenker-Winkler und Dr. R. Burkard-Schenker». Im Jahr 1967 verzeichnete man einen Umsatz von 42 Millionen Franken. Um die weitere Expansion voranzutreiben, beschloss das Familienunternehmen im Jahr 1968, auswärtige Investoren zuzulassen, wofür die Sika Finanz AG gegründet wurde. 1971 starb Fritz Schenker, und Romuald Burkard zog sich von der Unternehmensführung zurück. Er blieb der Firma bis 1990 als Verwaltungsratspräsident und bis zu seinem Tod 2004 als Ehrenpräsident erhalten.

Siegeszug in ferne Märkte

Beim Tagesgeschäft hatten seit den frühen siebziger Jahren externe Manager das Sagen. Der erste hiess Hannes Goetz und hatte als Chemiker bis dahin die Forschung und Entwicklung geleitet. Auf ihn folgten Mario Oss und – ganz wichtig – Hans Peter Ming, der die Firma zwischen 1986 und 1998 führte und ihr das heutige Gepräge gab. Die nächsten Firmenchefs hiessen André Richoz und schliesslich Walter Grüebler, der noch bis vor wenigen Jahren als Verwaltungsratspräsident amtierte.

Die Arbeitsteilung mit Vertretern der Gründerfamilie im Verwaltungsrat und einem externen Management bewährte sich sehr gut. Die Wirtschaftskrise der siebziger Jahre betraf das Unternehmen nur wenig, und der Siegeszug in ferne Märkte hält an, ab den neunziger Jahren insbesondere nach Asien. 1989 passiert man die Grenze von einer Milliarde Franken Umsatz, 2015 waren es bereits 5,5 Milliarden Franken (bei fast 500 Millionen Franken Gewinn).

An den Verdingbub aus Vorarlberg erinnert heute noch der von ihm erfundene Mörtel, der später dem ganzen Unternehmen seinen Namen gab. Noch immer gilt Sika als unübertroffenes Dichtungsmittel und wird in aller Welt erfolgreich verkauft. ○

Realitätsfern

Von Henryk M. Broder —
Spitzenkader der Politik denken
gleich und reden gleich.



Zwei Tage vor den Landtagswahlen in Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Sachsen-Anhalt gab der Vorsitzende der SPD, Sigmar Gabriel, den RTL-Nachrichten ein «Exklusiv-Interview», in dem er vor Zuversicht beinahe platzte. Gefragt, ob er «Angst vor Sonntag» habe, setzte er ein Siegerlächeln auf und antwortete: «Nee, ganz sicher nicht, sondern ich glaube, dass wir besser abschneiden, als das viele erwarten.» Das Einzige, wovon er Angst habe, sagte Gabriel, sei, «dass zu wenige Menschen zur Wahl gehen», denn «wenn die Demokraten zu Hause bleiben, dann gewinnen die, die mit der Demokratie nix am Hut haben».

Das Ergebnis ist bekannt. In allen drei Ländern war die Wahlbeteiligung so hoch wie noch nie. Die Demokraten waren nicht zu Hause geblieben. Sie hatten nur in zwei der drei Länder Gabriel und den Seinen die rote Karte gezeigt. In Sachsen-Anhalt stürzte die SPD von 21,5 auf 10,6 Prozent ab, in Baden-Württemberg von 23,1 auf 12,7 Prozent. Allein in Rheinland-Pfalz konnte die allseits beliebte sozialdemokratische Spitzenkandidatin Malu Dreyer ihre Partei zum Erfolg führen. Einen Tag nach den Wahlen stellte sich Gabriel den Fragen zweier ZDF-Journalisten: «Was nun, Herr Gabriel?» Gefragt, ob er und seine Truppe «weiter so» machen würden, tat er, als gäbe es für diese Frage keinen Anlass: «Ganz sicher werden wir unsere Politik nicht ändern. Sie haben es ja gesehen, dass sie in Rheinland-Pfalz zu einem grossen Erfolg geführt hat...»

Etwa zur selben Zeit trat die Kanzlerin vor die Presse, um zu erklären, warum ihre Partei ebenfalls in zwei Ländern (Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz) abgeschmiert ist und sich nur in einem Land (Sachsen-Anhalt) mühsam behaupten konnte. Sie sagte: «Es gab Menschen, die haben gar nicht zugehört und sind wählen gegangen und haben einfach «Protest» gewählt, und das müssen wir durch Problemlösung, nicht durch theoretische Debatten, sondern durch Lösung der Probleme auch wieder, ääh, beenden oder möglichst beenden.» Mehr muss man über die Spitzenkader der Politik nicht wissen. Sie leben «in einem Wolkenkuckucksheim» (Thomas Rietzschel), weitab von jeder Realität. Sie denken gleich, sie reden gleich, und wahrscheinlich kiffen sie auch das gleiche Zeug.

Von Obama lernen

Von Silvio Borner — In der Energiestrategie des Bundesrates wird die Atomkraft abgeschrieben. Zu Unrecht: Sie ist sauberer als die fälschlicherweise als «erneuerbar» angepriesenen Alternativen.

Erneuerbar und sauber soll die Energie der Zukunft sein. Strom aus Sonne, Wind und Wasser erfüllt zumindest auf den ersten Blick diese Anforderungen. Diese strahlen, wehen oder fallen einfach vom Himmel, ohne eine Rechnung zu stellen. Demgegenüber buddeln wir Kohle, Uran, Erdöl oder Erdgas als absolut begrenzte Ressourcen aus dem Boden. Schwieriger einzuordnen sind Biomasse und Geothermie, weil auch sie begrenzte Landressourcen beanspruchen oder nicht erneuerbare Wärmespeicher anzapfen.

Wenn wir «sauber» als «CO₂-frei» definieren, dann ist die Cleantech-Rangliste klar: Bei Kernenergie und Wasserkraft beträgt der CO₂-Ausstoss etwa 6 Gramm pro Kilowattstunde, bei Windkraft sind es 17 Gramm, bei Sonnenenergie schon 62 Gramm, bei anderen Energieträgern wie Erdgas 430 Gramm, bei Erdöl 800 Gramm und bei Kohle mit 910 Gramm fast ein Kilo. China rechnet daher die Nuklearproduktion konsequent der Cleantech zu. Aber auch Obama sieht das neuerdings so. Wenn also die USA von Kohle auf Gas umsteigen, dann können sie ohne Verzicht auf fossile Energie die Emissionen dramatisch senken. Dasselbe gilt natürlich auch für China, wo vor allem in neue Nuklearreaktoren investiert wird. Zudem springt ins Auge, dass die Schweizer Stromversorgung bereits auf dem absoluten CO₂-Minimum angelangt ist, so dass jegliche Änderung im Mix eine Verschlechterung mit sich bringt. Doch jetzt zum Gegensatz von «erneuerbar» und «nicht erneuerbar»: Bei näherer Betrachtung ist diese Dichotomie falsch. Erstens kann Energie physikalisch weder «produziert» noch «konsumiert», sondern nur umgewandelt werden. Sonne, Wind und Regen ermöglichen die natürliche Fotosynthese und erzeugen so Biomasse, die wir in Wärme umwandeln oder Nutztieren verfüttern.

Zivilisatorischer Rückschritt

Aber wer aus Wasser, Wind oder Sonne Strom gewinnen will, muss leider dafür sehr viele Ressourcen einsetzen. Die entsprechenden Rechnungen kommen dann nicht vom Himmel, sondern rühren von den Staudämmen, den Generatoren, den Solarzellen, Windturbinen, Batterien, Netzinvestitionen und so weiter her. Ob wir einen Atom-Kühlturm bauen oder reihenweise 150 Meter hohe Windturbinen, kommt aufs Gleiche heraus: Wir brauchen nicht erneuer-

bare Ressourcen wie Sand, Zement, Stahl, Metalle, seltene Erden und so weiter. Dabei spielt die Energiedichte eine entscheidende Rolle. Aus einem Kilogramm Uran (ein Würfel von 3,74 Zentimeter Kantenlänge) gewinnt man gleich viel Strom wie aus Abermillionen von Litern Wasser, beispielsweise beim Grande-Dixence-Staudamm – ein stattlicher, wenngleich CO₂-freier Fussabdruck. Fotovoltaik und Windkraft beanspruchen gerade in der wind- und sonnenarmen Schweiz viel Platz, der uns jetzt schon fehlt. Die für 2050 in der Schweiz geplanten 4,26 Terawattstunden aus Windstrom würden eine Kette von Windmühlen vom Bodensee bis zum Genfersee und retour bedingen, die geplanten gut 14 Terawattstunden aus Solarenergie eine Panelfläche von 10 000 bis 20 000 Fussballfeldern.

Historisch hatte der Übergang von Biomasse, insbesondere von Holz, zu fossilen und nuklearen Energieträgern eine enorme Einsparung des Landverbrauchs zugunsten der Nahrungsmittelproduktion zur Folge. Eine Rückkehr zu Biomasse als Energieträger durch Anbau von Monokulturen wäre ein ökonomischer, ökologischer und zivilisatorischer Rückschritt. Oder betrachten wir die Batteriespeicherung im Gigawatt-Bereich. Im Gegensatz zur Wasserspeicherung benötigen wir dafür Unmengen von nicht erneuer-



barem Lithium. Sofort sagen die Energiewender, davon habe es genug auf dieser Erde. Das gilt aber auch für Uran oder Thorium, Gas, Öl und vor allem Kohle. Entscheidend sind aus ökonomischer Sicht nicht die momentan bekannten Reserven und jährlichen Verbrauchsmengen, sondern die Preise dieser Ressourcen.

Alle Stimmen, die ein Ende dieser oder jener Ressource prophezeien – sogenannte Peak-Vorhersagen – übersehen die Rolle des Preises und des technischen Fortschritts. Wenn ein allfälliger Peak sich am Horizont abzeichnet, investieren die (profitgierigen) Rohstoff- und Energiefirmen in Exploration und Innovation. Über die letzten 150 Jahre hinweg sind die Preise für fossile Energieträger, Metalle, Mineralien und Nahrung tendenziell konstant geblieben oder gesunken. Nicht Erneuerbare mögen physikalisch absolut limitiert sein, aber ökonomisch ist das weitestgehend irrelevant, weil steigende Preise und menschlicher Erfindergeist früh genug Alternativen bereitstellen.

Mehr zum Thema: Seite 26

Italiens Robin Hood

Von Nicholas Farrell — Viele Italiener haben noch Lire unter der Matratze. Nun können die Lira-Milliardäre wieder hoffen: Ein Skilehrer aus Trentino hat einen Weg gefunden, das wertlose Papiergeld in Euro umzutauschen.

Normalerweise ist die Umstellung auf eine neue Währung keine grosse Sache, aber das gilt natürlich nicht für Italien. Die Italiener machen alles furchtbar kompliziert. Selbst in einer Bar einen Espresso zu trinken, ist nicht so simpel, wie man sich das vielleicht vorstellt. Alles ist labyrinthartig verworren, das Leben eine Tortur.

Im November 2011, auf dem Höhepunkt der Finanzkrise in der Euro-Zone, musste Ministerpräsident Silvio Berlusconi, konfrontiert mit einer von den linken italienischen Medien im Verein mit Angela Merkel und Nicolas Sarkozy betriebenen Palastrevolte, seinen Rücktritt erklären. Im aussichtslosen Unterfangen, die schwindelerregende Staatsverschuldung wenigstens ansatzweise in den Griff zu bekommen, gab die neue Regierung des Wirtschaftsprofessors und Technokraten Mario Monti bekannt, dass die Zehnjahresfrist zum Umtausch der alten Lira in Euro um drei Monate verkürzt werden sollte. Auf diese Weise wollte man das noch vorhandene alte Geld, das in den Büchern des Finanzministeriums als Schulden geführt wurde (nach Schätzungen der italienischen Nationalbank umgerechnet bis zu 1,5 Milliarden Euro), schlicht und einfach aus der Bilanz streichen. Als letzter Tag der Umtauschfrist galt nun nicht mehr der 28. Februar 2012, sondern der 6. Dezember 2011, exakt der Tag, an dem das Dekret verkündet wurde.

Alle Italiener, die Lire unter Matratzen versteckt hatten, waren empört. Hierzulande werden Geschäfte vorzugsweise mit Bargeld getätigt, weil Steuerbehörden und Banken so gefürchtet wie verhasst sind. Vor meiner Übersiedlung von England nach Italien hatte ich noch nie einen Privatsafe gesehen – hier sind sie so alltäglich wie ein Bidet. Mehrere Lire-Besitzer reichten Klage ein, und Ende 2015 erklärte das Verfassungsgericht Montis Raubzug für illegal. In einem normalen Land wäre nach einem Spruch des Verfassungsgerichts die Sache ein für allemal entschieden – Italien ist aber kein normales Land. Das Verfassungsgericht hatte Montis Gesetz zwar kassiert, aber nicht gesagt, wie es weitergehen könne. Seitdem wird in Italien also darüber gestritten, wer seine Lira-Bestände umtauschen darf und wer nicht. Die Auseinandersetzung wird so erbittert ge-

führt, dass am 3. März sogar das *Wall Street Journal* ausführlich darüber berichtete.

Welche Chancen auf Wiedergutmachung haben all jene, die ihre Lira-Bestände vernichtet haben, weil sie davon ausgehen mussten, dass ihr Geld nichts mehr wert war? Ein Mann etwa,



«Einer für alle»: Diego Tomasi.

der am 21. Dezember 2011 erfolglos versucht hatte, 2,4 Millionen Lire (1200 Euro) einzutauschen, um seinen Kindern ein Weihnachtsgeschenk zu machen, beklagte sich kürzlich bitter in der Presse: «Ich habe das Geld dann verbrannt und dabei den Professor und seine Kumpel verflucht. Heute sage ich: Sie haben es mir gestohlen, diese verdammten Kommunisten.»

Nach der Entscheidung des Verfassungsgerichts hiess es von Seiten der Nationalbank: «*Sì sì*, natürlich werden wir Lira-Bestände um-

tauschen, aber nur, wenn der Betreffende nachweisen kann, dass er sich in den drei Monaten zwischen Dezember 2011 und Februar 2012 um einen Umtausch bemüht hat.» Aber wer kann das schon? Die Leute waren zur Bank gegangen und hatten erfahren, dass ein Umtausch ihrer Lire nicht mehr möglich sei. Die Bank hatte das nicht schriftlich bestätigt, und die allermeisten Leute hatten auch nicht nachgefragt, weil ihnen das nach dem Wortlaut des Dekrets sinnlos erschienen wäre.

«Ich muss sehr vorsichtig sein»

Nun wird also nicht nur über die Beweisspflicht gestritten, unklar ist auch, wie lange die neue Frist gilt. Wie viel Zeit haben die Umtauschwilligen? Drei Monate? Und ab wann genau? Italienische Verbraucherorganisationen können sich kaum noch retten vor Anfragen von Lire-Besitzern, und das Wirtschaftsministerium hat zugesagt, dass man sich um eine Lösung in der Angelegenheit bemühen werde.

Inzwischen scheint jedoch ein italienischer Robin Hood aufgetaucht zu sein. Diego Tomasi, ein 67-jähriger Skilehrer aus dem Trentino, gehörte zu denjenigen, die den Fall vor das Verfassungsgericht brachten. Er sagt, er könne beweisen, dass er versucht habe, seine 200 000 Lire (100 Euro) innerhalb der Dreimonatsfrist umzutauschen. Im Dezember 2011 ging er mit seinen Lire zur Bank, und als ihm erklärt wurde, dass ein Umtausch unmöglich sei, reichte er unverzüglich Klage ein. «Die Klageschrift ist mein Beweis», sagte er mir gestern am Telefon in einer Bar oben in den Trentiner Bergen.

Die Nationalbank akzeptiert seine Klageschrift offenbar als Beweis, doch Signor Tomasi verlangt, dass alle anderen Italiener ebenfalls die Möglichkeit zum Umtausch ihrer Lire bekommen. Kürzlich erklärte er im Fernsehen, dass er persönlich die Lire aller Interessenten umtauschen werde, und nannte seine Telefonnummer, unter der man ihn erreichen könne. Bislang haben sich 300 Personen bei ihm gemeldet, darunter ein Mann mit 250 Millionen Lire (12 500 Euro). «Einer für alle, alle für einen», sagte er mir am Telefon, was natürlich

kein Ausspruch von Robin Hood ist, sondern von D'Artagnan.

Doch all diese Lire muss er jetzt einsammeln und der Nationalbank aushändigen, denn wir sind ja in Italien. Tomasi sagt: «Es besteht das Risiko, dass man mich wegen Geldwäsche und Steuerhinterziehung und weiss der Teufel was anzeigen wird, ich muss also sehr vorsichtig sein.» Ach, diese Italiener!

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Nichts als Wahlsieger

Von Christoph Mörgeli

Aufschlussreicher als Wahlergebnisse sind Wahlreaktionen. Zu sehen und zu hören etwa in der Sendung «Maybrit Illner – Spezial» im Zweiten Deutschen Fernsehen (ZDF). Früher gab's im ZDF etwas mehr CDU, dafür in der ARD etwas mehr SPD. Heute sind die Anstalten politisch so austauschbar wie CDU und SPD. ZDF-Moderatorin Maybrit Illner zum Beispiel war in ihrem früheren Leben Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Weil sich Illner aber heute im fördergeldgeförderten Verein «Gesicht zeigen» gegen Rechtsextremismus engagiert, ist ihre linksextreme Vergangenheit vergeben und vergessen.

In der Sendung zeigten sich die Politiker im Erfolgstaumel. Zwar sind die traditionellen Parteien in den drei Bundesländern teilweise massiv eingebrochen. Doch der CDU-Generalsekretär vermerkte freudestrahlend, diesmal hätten fast alle Kanzlerin Merkel unterstützt. Auch der SPD-Fraktionschef erklärte hochbefriedigt: «Die SPD kann Wahlen auch gewinnen.» Die Grünen-Sprecherin im Bundestag sprach von einem «riesigen Sieg» und hielt fest: «Es läuft sehr, sehr gut.»

Sachlich in dieser kollektiven Glückseligkeit blieb der Chefredaktor der linksliberalen *Süddeutschen Zeitung*, der die übel gerupften Wahlverlierer wieder auf den Teppich holte. Er warnte vor der eben vernommenen Selbstgefälligkeit und attestierte der Alternative für Deutschland (AfD) als grosser und einziger Siegerin des Tages, «einige berechtigte Fragen» aufgeworfen zu haben, denen man sich stellen müsse. Auch würden die Anwesenden einer argen Täuschung erliegen, wenn sie meinten, die achtzig Prozent Nicht-AfD-Wähler hätten mit ihrer Stimme Merkels Flüchtlingspolitik unterstützt.

Am nüchternsten sprach die AfD-Vorsitzende, deren Partei aus dem Nichts mit zweifeligen Wähleranteilen in drei Bundesländern in die Parlamente einzieht. Das Land könne sich angesichts der herrschenden Zustände nicht freuen, aber immerhin hätten die Bürger gewonnen und gezeigt, dass Deutschland eine Alternative brauche – trotz aller vorgängigen Ausgrenzungen und Diffamierungen. Und die Lehre für die Schweiz als kleinen südlichen Nachbarn? Was wir im Wahlkampf von den Neuen an Schrillem und Falschem gehört haben, mag uns nicht gefallen. Aber das sind Einzelstimmen der Machtlosen. Wirklich beunruhigend für uns ist der offene Rechtsbruch der Mächtigen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

501 Jahre nach Marignano

Von Peter Bodenmann — Kürzlich kauften die chinesischen Kommunisten Syngenta samt deren Walliser Werken in Monthey.



Jetzt wollen die einstigen Maoisten auch die Schweizer Staumauern und Stauseen übernehmen.

Unsere Politiker in Bern streiten weiter über die Energiestrategie 2050. Als ob jemand im Ernst wissen kann, wie die Welt in 34 Jahren aussieht. Selbst die chinesischen Kommunisten arbeiten vorsichtshalber mit zunehmend weniger verbindlichen Fünfjahresplänen.

Niemand aus der Politik sah das faktische Ende von Alpiq kommen. Das grösste Schweizer Stromunternehmen ist im März 2016 fast so kaputt wie die UBS im Herbst des Jahres 2008. Alpiq verliert mit dem Weiterbetrieb der Atomkraftwerke Geld. Genügend Geld für die Stilllegung der ältesten Atomreaktoren der Welt fehlt erst recht. Deshalb soll der Bund die gefährlichen Rostlauben übernehmen und auf Kosten der Steuerzahler stilllegen. Die Schweizer Atomkraft wird liquidiert wie einst die Industrie der DDR. Atomkraftwerke sind die Kathedralen der Bürgerlichen. Deshalb wehren sich die Ewiggestrigen gegen klare Stilllegungsdaten. Deshalb will sie Blocher subventionieren. Atom ist das Opium der Süchtigen, die im Paul-ScherrerInstitut während Jahrzehnten völkerrechtswidrig ihr waffenfähiges Plutonium versteckten. Wie kleine Dealer.

Zwischenfrage: Warum ist in Sachen Plutonium unser Bundesanwalt untätig? Warum jagt Michael Lauber stattdessen lieber im Auftrag der Amerikaner Sepp Blatter durch das Unterholz seiner Gentlemen's Agreements? Vielleicht, weil die Schweiz ihr waffenfähiges

Plutonium – im Gegensatz zu Sepp Blatter – inzwischen bereits an die Amerikaner ausgeliefert hat. Um überleben zu können, will Alpiq knapp die Hälfte seiner Wasserkraftwerke verkaufen, an wen auch immer. Das Tafelsilber muss weg. Im Wallis waren in den letzten Tagen schon wieder auffällig viele unauffällige Chinesen unterwegs. Kurz nachdem sie sich in Monthey bereits die Syngenta-Werke unter den Nagel gerissen hatten. Jetzt wollen die Chinesen auch unsere Staumauern. Der Ausverkauf der Heimat geht weiter. Nur die Schweizer Atomkraftwerke will niemand kaufen. Nicht einmal die sonst zu allem entschlossenen Rotarmisten.

Über den Walliser Alpen kreisen nicht mehr die Adler, sondern der Alder mit seinen Alpiq-Pleite-Geiern. Es braucht neben dem Plan A – A wie Alder – einen Plan B. Bund und Kantone müssten die Swissgrid samt den Wasserkraftwerken kaufen. Dank langfristigen Negativzinsen ist dies wirtschaftlich kein Problem. Mit dem so erwirtschafteten Geld könnten und müssten Alpiq und Co. ihre Atomkraftwerke stilllegen. Dies alles im Abwehrkampf gegen die Rotarmisten. 501 Jahre nach Marignano, ein wenigstens halbwegs geordneter Rückzug. Dies kurz nach der Beerdigung des Steuerhinterziehergeheimnisses durch Ueli Maurer.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Brasserien und Katzenfutter

Von Kurt W. Zimmermann — Diäten, Wohnmobile und Baumaterial. Die Gemischtwarenläden der Verlage werden immer bunter.

Unter den Referenten hat es interessante Figuren. Ex-Nationalbanker Philipp Hildebrand steht am Rednerpult, auch Anders Fogh Rasmussen, der frühere Nato-Generalsekretär, und Angus Deaton, der aktuelle Wirtschaftsnobelpreisträger.

Das Swiss Economic Forum in Interlaken ist interessant, aber nicht ganz billig. 1790 Franken kostet das Tagungsticket. Das Forum ist seit Jahren ein sehr profitables Geschäft.

Soeben hat die NZZ-Mediengruppe das Forum übernommen. Das Unternehmen stockt damit seine Beteiligungen ausserhalb des Kerngeschäfts auf. Die Tagung in Interlaken ergänzt verlagsfremde NZZ-Aktivitäten wie mit der Architektur- und Designfirma Architonic oder dem Diät-Unternehmen eBalance.

Die NZZ ist, trotz Architektur und Abnehmen, im Vergleich zu andern Medienhäusern zurückhaltend, wenn es um die Expansion in verlagsfremde Geschäftsfelder geht. Die Erträge von ausserhalb des Mediengeschäfts machen keine zehn Prozent vom Gesamtumsatz aus.

Bei den beiden Marktleadern Ringier und Tamedia hingegen liegen die Umsätze von ausserhalb der Publizistik mittlerweile bei rund einem Drittel.

Ringier vermietet beispielsweise weltweit Wohnmobile und Wohnwagen. Beteiligt ist man ebenso an einem Umzugsunternehmen und einer Firma, die Mobiltelefone repariert. Auch die Organisation von Hochzeiten gehört zum Portfolio. Tamedia wiederum hält eine Firma für Terminplanung und ein Unternehmen, das die Prozesse in der Bauwirtschaft optimiert. Man bietet Designermode zu Rabattpreisen und einen Flohmarkt an.

Ganz so neu ist das nicht. Medienunternehmen wussten schon immer, dass sie in einem sehr volatilen Gewerbe tätig sind. Ihre Anzeigenlöse konnten stets in sich zusammenbrechen. Sie versuchten darum schon früher, sich mit Drittaktivitäten etwas abzusichern. Tamedia hielt zum Beispiel die Mehrheit an der Fortuna-Versicherung. Ringier verkaufte via Betty Bossi Kochlöffel und Margarine.

Die grosse Diversifikationswelle kam erst nach dem Jahr 2008. Nun war endgültig klar, dass die fetten Werbegelder und die hohen Auflagenzahlen von ehemals nie mehr zurückkehren würden.

Als Erstes switchten nun die Verlage ihre ehemalige Kernkompetenz der Kleinanzeigen ins Internet. Sie bauten sehr erfolgreich elektronische Rubriken-Plattformen auf. Home-



Nicht nur vermitteln, sondern auch verkaufen.

gate.ch, die gefragteste Immobilien-Site des Landes, gehört heute Tamedia. Autoscout.ch, die führende Fahrzeug-Site, gehört Ringier. Jobs.ch, die grösste Stellen-Site, gehört Ringier und Tamedia gemeinsam.

Bis hierher hatten die Verlage nur das getan, was sie immer getan hatten. Sie waren Vermittler. Sie vermittelten Wohnungen, Autos und Stellen zwischen Anbietern und Nachfragern.

Dann rochen sie Blut. Sie stellten fest, dass sie nicht nur vermitteln, sondern auch verkaufen konnten. Sie wurden Händler. Mit Shopping-Plattformen wie Tamedias Ricardo.ch und Tutti.ch sowie Ringiers Anibis.ch und Geschenkidee.ch verkaufen die Medienhäuser heute Katzenfutter, Kleider und Kopiergeräte.

Die Schweizer Verlage tun dasselbe, was international üblich ist. Medienhäuser werden zu Service- und Shoppingcentern. Sie suchen immer neue Möglichkeiten, um vom fragilen Stammgeschäft wegzukommen.

Viel zu reden gab es etwa in der US-Branche, als das Zeitschriftenhaus Condé Nast beschloss, in die Gastronomie zu expandieren. Der Verlag eröffnete sogenannte Vogue-Cafés.

Da sind die Schweizer mindestens so innovativ. Die Aargauer Zeitung führt schon länger das Restaurant «Einstein» in der Aarauer Innenstadt. Die NZZ betreibt in Zürich die «Brasserie Schiller» und die «Goethe Bar».

B-Stadt

Von Beatrice Schlag — Die New York Times besucht Zürich.

Buttoned-down? Bourgeois? Boring?» Mit diesen Worten begann am vergangenen Sonntag die Reiserubrik «36 Hours» der New York Times über einen Drei-Tage-Aufenthalt ihres Reporters in Zürich. Die drei B stehen für zugeknöpft, bürgerlich und langweilig. Zürich, die teuerste Stadt Europas, schrieb das Weltblatt, werde oft mit unhippen B-Wörtern bedacht und als eine global irgendwie zweitrangige Stadt abgetan. Dabei, jubilierte der Autor, verdiene die Stadt ein ganz anderes B-Wort: «buzzing». Was so viel heisst wie: Zürich brummt.



Brummt Zürich? Ich war zuletzt über Weihnachten da, und es war wie immer. Weder war ein Brummen zu verspüren noch eine besondere Zugeknöpftheit. Bürgerlich und langweilig? Zuweilen, wenn man zu faul ist, rauszugehen. Aber wenn andere über eine Stadt berichten, die man gut kennt und deren Sprache man redet, wird man erstaunlich zwiespältig. Sehr empfindlich auf Kritik und gleichzeitig sehr enttäuscht über ausbleibende Kritik. Der Reise-reporter der New York Times war vermutlich tatsächlich nur drei Tage da. Er berichtete Begeisterndes, was sein Job ist. Niemand will über eine Stadt lesen, in der ein 36-Stunden-Aufenthalt eine Qual ist. Aber ist das «Xenix» ein must go in Zürich? Das sorgfältig ausgewählte Kino-programm entzückt Filmfans, kein Zweifel. Aber ist es wirklich ein Kompliment, wenn die New York Times schreibt, die Besucher würden vorwiegend John-Lennon-Brillen und Fair-Trade-Jacken tragen? Es gibt ähnliche Kinos in vielen Städten, ohne alternativen Dresscode. Sind wir stolz auf Dada, in Zürich entstanden? Pilgern wir ins Kunstmuseum zum hundertjährigen Dada-Jubiläum? Die New York Times preist die Ausstellung als Juwel. Wir sind wahrscheinlich gelassener. Dada kommt von hier. Muss man, was mit beträchtlichen Kopfanstrengungen verbunden wäre, deswegen alles darüber verstehen? Ausserdem, das war der erheiternde Teil, pries die New York Times die grossartigen Möglichkeiten, in Zürich zwar nicht billig, aber mit sehr gediegenen Cocktails betrunken zu werden. Und sich am nächsten Tag bei einer Massage mit Seeblick langsam wieder vom Kater zu erholen. Es war ein gezwungermassen freundlicher, hastiger Blick auf Zürich. Wäre es nicht die New York Times gewesen, würde es keinen kümmern.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einem Atheisten, der «Gott sei Dank» sagt, erst recht Gottes Segen wünschen?
Andrea Vonlanthen, Arbon

In vielen Religionen beschäftigt ja die Frage, wer dazugehört und wer nicht, die Gelehrten intensiv. Oft wird sogar auf Nicht- oder Andersgläubige geschossen. Mehrere biblische Aussagen deuten darauf hin, dass sich das Volk Gottes im Christentum nicht abgrenzen lässt. Im Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen (Matthäus 13) weist Jesus die Jünger an, sie sollen nicht jäten, also die Unterscheidung zwischen Erwählten und Verworfenen unterlassen, weil sie die beiden ohnehin verwechseln würden. In der Ernte würde dann die Unterscheidung vollzogen. Die Ernte steht für das Reich Gottes. Die Unterscheidung ist Gottes Sache. Erscheint der Atheist dem Christen als Unkraut, so muss er sich also bewusst sein, dass er sich täuschen könnte. Vielleicht ist der Atheist ein Erwählter Gottes. Deshalb darf man ihm auch Gottes Segen wünschen, sogar dann, wenn der Atheist nicht «Gott sei Dank» gesagt hat.

Peter Ruch, evangelisch-reformierter Pfarrer, Küssnacht am Rigi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Nur wer Misstände benennt, kann diese ändern. Verschweigen und Tabuisieren macht die Radikalen stark.» *Thomas Wendt*

Milliarden in das «Entwicklungshilfefass»
Nr. 10 – «Direktzahlungen an Diktatoren»;
Markus Schär über Entwicklungshilfe

Die Metapher mit den Schildbürgern, die das Tageslicht in Säcken in den fensterlosen Neubau ihres Rathauses tragen, trifft auch voll auf die aktuelle Bundespolitik in Sachen Entwicklungshilfe zu. So werden trotz fehlender Erfolge weiterhin Milliarden in das «Entwicklungshilfefass» geschüttet, die durch den löchrigen Fassboden zum Grossteil in dunklen Kanälen versickern. Es ist zu hoffen, dass die nun erstarkte bürgerliche Rechte in Bern mit SVP-Bundesrat Ueli Maurer als Kassenwart unter Einbezug des gesunden Menschenverstandes für eine schnelle und wirksame Korrektur dieser leidigen Geschichte sorgen.

Karl Bischofberger, Küssnacht

Entwicklungshilfe verfolgt nur deklarativ soziale und wirtschaftliche Ziele. Tatsächlich geht es faktisch immer um Politik.

Urs auf der Maur, Zürich

Tendenz zur Verharmlosung
Nr. 10 – «Talentschmiede und Lebensschule»;
Ueli Mäder über die Berner Reitschule

Es ist der *Weltwoche* hoch anzurechnen, dass Ueli Mäder die Reitschule positiv darstellen darf. Seine Sicht trifft teilweise zu, zeugt andererseits auch von der Tendenz zur Verharmlosung der begangenen Gewalttaten. So übernimmt Mäder telquel die Meinung der Sympathisanten, Polizeipräsenz als solche sei schon sicherheitsgefährdend und provoziere zu Angriffen. Da sei ihm doch die Frage gestellt, warum denn auch Zivilpersonen (Steine gegen vorüberfahrende Autos), Sanitäter und Feuerwehrleute solchen Attacken ausgesetzt sind. Die staatlichen Sicherheitsdienste haben nicht (wie Mäder fordert) ihre Muster und ihre Streitkultur zu hinterfragen. Wer solches verlangt, verkennt, dass diese Dienste rechtsstaatlich beauftragt sind. Nicht in diesem Auftrag steht, dass sie zugunsten soziologischer Wohlfühl-Experimente um Leib und Leben fürchten müssen.

Roland Lörtscher, Urtenen-Schönbühl

Genug vom Establishment
Nr. 10 – «Ronald Trump»;
Faith Whittlesey über den US-Wahlkampf

Die Aussagen Faith Whittleseys decken sich mit denjenigen mancher unserer Freunde in den USA. Viele Leute haben vom sogenannten Establishment in Washington die Nase voll



«Schildbürger»: Entwicklungshilfe.

und wollen keinen Präsidenten mehr, der nur spalterische Minderheitenpolitik betreibt. Ähnlich wie Reagan hat auch Trump seinerzeit die Demokratische Partei verlassen, oder – wie es Reagan sagen würde: «I didn't leave the Democratic Party. The Party left me.» Ähnlich wie Reagan genießt auch Trump enormen parteiübergreifenden Zuspruch und gibt das Bild eines Kandidaten ab, der Wohlstand für alle will. Und ähnlich wie bei Reagan wird von der Gegnerschaft Trumps viel Geld ausgegeben, um ihn lächerlich zu machen. Es ist die Arbeit, die den Amerikanern am Herzen liegt. In den letzten Jahren wurde derart viel Produktion ins benachbarte Ausland verlagert, dass etliche Fabriken in den amerikanischen Städten leerstehen.

Isabelle Walker, Hombrechtikon

Die Euro-Schwäche ist das Problem
Nr. 10 – «Katzenmusik»;
Beat Gygi über Geldpolitik

Nicht die Frankenstärke ist das Problem, sondern die bedauerliche Euro-Schwäche. Diese Euro-Schwäche bedeutet in der Tat eine grosse Herausforderung, insbesondere für die exportorientierte Maschinen- und Elektroindustrie und für den Tourismus. Ihre Anstrengungen verdienen unsere hohe Wertschätzung. Nicht die schweizerische Notenbank SNB versagt, sondern die Europäische Zentralbank (EZB), welche in idiotischer Weise Geld druckt, was hochgradig die Gefahr galoppierender Inflation in sich birgt. Irgendwann müssten die EU-

und EZB-Dirigenten merken, dass ihr Euro-Schwall nicht in der realen Wirtschaft ankommt, also keine neuen Arbeitsplätze schafft und demnach die hohe Arbeitslosigkeit und die tragisch hohe Jugendarbeitslosigkeit nicht verringert. Die neunmalklugen Kritiker täten besser daran, nach Brüssel zu pilgern und den EU-Verantwortlichen zu predigen, wie die lamentable wirtschaftliche Verfassung der EU-Länder zu verbessern wäre. Statt die europaweit aufgekommenen rechts- oder linksnationalen Parteien zu geisseln, würden die Kritiker besser Ursachen- als Symptombekämpfung betreiben. Die SNB ist gemäss Bundesverfassung unabhängig. Diese Unabhängigkeit darf nicht der Willkür von Verfassungsfeinden geopfert werden. *Clemens Weber, Bischofszell*

Perfektes Druckmittel

Nr. 10 – «Kobra-Effekt»; Alex Reichmuth über die EU und die Flüchtlingskrise

Zu guter Letzt wird die Türkei auch noch den EU-Beitritt von Brüssel erpressen. Im Moment schauen die Behörden in der Türkei nur zu, wie Boot um Boot, Schiff um Schiff – von den Schleppern organisiert – aus der Türkei nach Griechenland übersetzt. Das perfekte Druckmittel gegen die Union, die gar keine mehr ist. Das Land, um das es geht, verfolgt auf eigenem Boden und sogar bis in fremde

Länder hinein mit Flugzeugen und Truppen die kurdische Opposition. Dieses Land hat gerade wieder gezeigt, wie man mit der Presse- und Meinungsfreiheit umgeht, indem man Zeitungen schliesst, auf dass diese nicht mehr über das Land schreiben, und indem man Richter in die «Kiste» sperrt, die sich nicht fügen. Präsident Erdogan kann das nur recht sein, wegen der Flüchtlinge. Was hat er mal gesagt? «Die Demokratie ist nur der Zug, auf den wir aufsteigen, bis wir am Ziel sind», und: «Die Moscheen sind unsere Kasernen, die Minarette unsere Bajonette, die Kuppeln unsere Helme und die Gläubigen unsere Soldaten.» Wer jetzt nicht begriffen hat, was es geschlagen hat, dem ist nicht mehr zu helfen. *Rolf Hess, Münchenbuchsee*

Misstände offen benennen

Nr. 9 – «Zeitbombe Mann»; Wolfgang Koydl über Flüchtlinge in Europa

Der Artikel zeigt schonungslos und offen, was einen in Zukunft in der deutschen Gesellschaft erwartet. Interessant ist, dass gerade in Deutschland diejenigen die Einwanderung gutheissen, die in Zukunft davon nicht profitieren werden. Claudia Roth, Katrin Göring-Eckardt et cetera vertreten ein Frauenbild, das in diametralem Gegensatz zu den Wertvorstellungen vieler Flüchtlinge steht.

Man fragt sich, was diese Damen so sicher macht, diese Wertvorstellungen ändern zu können. Erwähnt man diese Tatsache, wird man sofort als Ewiggestriger und Flüchtlingsgegner gebrandmarkt. In Berlin ist bereits überall sichtbar, dass es grosse Schwierigkeiten bei der Integration gibt. Daher bin ich dankbar, dass die *Weltwoche* solche Artikel veröffentlicht. In deutschen Publikationen sucht man sie zum Teil vergebens. Nur wer Missstände offen benennt, kann diese auch ändern. Verschweigen und Tabuisieren macht nur die Radikalen stark.

Thomas Wendt, Berlin (Deutschland)

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förllibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

HUBLOT



**BIG BANG UNICO
SAPPHIRE**



HUBLOT

BOUTIQUES
GENEVE • Gstaad • Luzern
ZURICH • ZERMATT

Ausverkauf in den Alpen

Die Stauseen in Bergtälern lieferten ein Jahrhundert lang den Strom für die Schweiz. Wegen der Energiewende lässt sich seit fünf Jahren damit kaum noch Geld verdienen, die Stromkonzerne geraten in Not. Verhöckert die Schweiz ihren Schatz? Von Markus Schär

«Die Alpen sind bald chinesisch», warnt die *Basler Zeitung*. Die beiden Schweizer Stromgiganten schreiben blutrote Zahlen: Alpiq meldet ein Minus von 511 Millionen, Axpo gar eines von 929 Millionen Franken beim Betriebsergebnis des letzten Jahres. Insbesondere Alpiq leidet unter dem Loch in der Kasse: Der Konzern, der zum grossen Teil den Kantonen und Städten von Aarau bis Genf gehört, muss die Hälfte seiner Stauseen verkaufen, um sich vor dem Konkurs zu retten.

Ums Überleben kämpfen auch andere Stromerzeuger, vor allem die Bündner Re-power. In dreissig bis vierzig Jahren habe die Wasserkraft nur noch eine marginale Bedeutung, fürchtet der Energieexperte und Grossrat Andy Kollegger aus Chur. Droht wirklich der Ausverkauf eines der grössten Schätze der Schweiz – und dies gar in den Fernen Osten?

Wo ist das Problem? — Bis vor fünf Jahren galt das Wasser als «blaues Gold». Die Schweizer erzeugen damit bis heute 55 Prozent ihres Stroms; zusammen mit jenem der Kernkraftwerke ergibt dies die klimafreundlichste Produktion der Welt. Und eine äusserst gewinnträchtige, bis vor kurzem zumindest: Mit der günstigen Bandenergie, welche die Kernkraftwerke rund um die Uhr liefern, pumpen die Speicherwerke ihr Wasser in höhere Stauseen und lenkten es auf die Turbinen, wenn der Strom zu den Spitzenzeiten, etwa am Mittag und am Abend, am meisten Ertrag brachte.

Die vor fünf Jahren eingeleitete Energiewende zerstörte dieses goldene Geschäftsmodell. Die Deutschen fördern den Strom aus Sonne und Wind mit zwanzig Milliarden Euro im Jahr – und ihr Solarstrom fliesst, wenn schon, vor allem am Mittag ins Netz. Daneben brauchen sie für alle Alternativenanlagen, um jederzeit verlässlich Strom zu liefern, die entsprechende Produktion aus Kohlekraftwerken, betrieben mit billiger Steinkohle aus den USA, welche die Amerikaner dank dem Fracking nicht mehr nutzen.

Das führte zu einer Stromschwemme in Europa. Die Deutschen verschleudern ihren überschüssigen Strom an die Nachbarn; zeitweise bezahlen sie die Abnehmer, damit ihr Netz nicht wegen der Überlast zusammenbricht. Der Marktpreis dümpelt deshalb unter drei Rappen pro Kilowattstunde, die Produktion in den Kernkraftwerken kostet aber vier

bis fünf Rappen und in den Wasserkraftwerken über sechs Rappen pro Kilowattstunde – ein Verlustgeschäft.

Warum bringt das Wasser kein Geld mehr?

— Der Bau und die Wartung von Staumauern und Stollenanlagen erfordern viel Kapital, so zuletzt der Ausbau des Pumpspeicherwerks Linth-Limmern von Axpo mehr als zwei Milliarden Franken. Beim Betrieb fallen aber kaum variable Kosten an – mit den jahrzehntealten, weitgehend abgeschriebenen Werken müsste also gutes Geld zu verdienen sein. Warum ist dies nicht der Fall?

Einerseits klagen die Betreiber über Vorschriften des Bundes, die Millionen verschlingen. So schreibt das Gesetz die «Fischgängigkeit» der Flüsse vor, die Bündner müssen deshalb 65 ihrer 153 Kraftwerk-Hindernisse umbauen. Andererseits fordern die Standorte ihren Tribut für das H₂O, das gratis vom Himmel fällt: den Wasserzins. Er wurde schon 1918 vom Bund festgeschrieben, als «Akt der schweizerischen Solidarität zu Gunsten der wirtschaftlich benachteiligten Kantone»: Seit 1970 in mehreren Schritten von 17 auf 110 Franken pro Kilowatt Bruttoleistung hochgeschraubt, entwickelte sich der Wasserzins zur wichtigen Einnahmequelle für Kantone und Gemeinden. Heute strömen jährlich rund 35 Millionen Franken nach Uri, 75 Millionen ins Tessin, 190 Millionen ins Wallis und 205 Millionen nach Graubünden – in diesen Kantonen machen die Wasserzinsen bis zu einem Sechstel der Staatseinnahmen aus, als Teil des Finanzausgleichs.

Die Stauseen bleiben eine Goldgrube – wenn die Betreiber ihren Kunden den Strom mit eigenen Verteilnetzen liefern können. Denn die Abnehmer müssen, solange die Marktöffnung ausbleibt, die Gestehungskosten zahlen. Wie eine Übersicht auf der Website der Eidgenössischen Elektrizitätskommission (Elcom) zeigt, ergeben sich so absurde Preisunterschiede von zehn bis dreissig Rappen pro Kilowattstunde (mit Netzkosten), zum Teil im selben Kanton. Konzerne wie Alpiq, die ihren Strom mangels «im Monopol gefangener» Kunden auf dem Markt verkaufen müssen, schreiben dagegen schwere Verluste.

Was macht die Politik? — «Die Wasserkraft ist bereits auf dem Weg zur Lösung», wird im Lobbying-Konzept von Alpiq bejubelt, das die



Stauseen bleiben eine Goldgrube.



Basler Zeitung letzte Woche publik machte: «Über zwei Jahre intensive Lobbyarbeit ist es Alpiq gelungen, die Förderung der Wasserkraft gegen Wunsch und Willen von Bundesrat und Behörde via Parlament mehrheitsfähig in die Energiestrategie aufzunehmen.»

Als wahre erneuerbare Energien galten für die Wendegläubigen ursprünglich nur Sonne und Wind; daneben forderten sie Subventionen, um mit unrentablen Kleinwasserkraftwerken die letzten Bäche zuzubetonieren. Derweil gerieten die Grosswasserkraftwerke – die Quelle des saubersten Stroms – in die Krise. Zwei Zahlen genügen, um den Irrsinn dieser Politik zu zeigen: 2014 erzeugten alle Schweizer Fotovoltaik-Anlagen zusammen 840 Gigawattstunden; allein die (Alpiq gehörende) Grande Dixence mit der höchsten Gewichtsstaumauer der Welt erbringt mit 2000 Gigawattstunden mehr als doppelt so viel.

Gegen diesen Widersinn kämpfen Parlamentarier, in der Phalanx mit Lobbyisten. Aber: Statt die Subventionierung von noch mehr überschüssigem Strom zu stoppen, schütten sie jetzt auch Subventionen für

Die beste Lösung für die Politiker wäre es, die Energiewende zu stoppen, meint der Analyst.

Grosswasserkraftwerke aus, jährlich rund 110 Millionen, die in die Kassen der angeschlagenen Konzerne und damit auch der keine Not leidenden Kantone fliessen. Diese sperren sich dennoch gegen jeden Verzicht auf den Wasserzins, der mit 1,65 Rappen pro Kilowattstunde mehr als die Hälfte des Marktpreises ausmacht. Erst bei der Neuregelung der Wasserzinsen im Jahr 2019 will das Parlament «die schwierige Situation vieler Wasserkraftwerke berücksichtigen».

Was müsste die Politik machen? — «Gewinne privatisieren, Verluste sozialisieren», schimpften Linke und Medien, als die *Basler Zeitung* die Pläne der Stromerzeuger, ihre unrentablen Kraftwerke dem Bund anzuhängen, aufdeckte. «Quatsch», meint Patrick Dümmler, Experte beim Think-Tank Avenir Suisse: «Wer von einer neoliberalen Politik spricht, der hat von diesem Markt keine Ahnung.» Die Stromproduzenten gehören seit je den Kantonen und den Städten, und sie erzielten jahrzehntelang mit zu hohen Preisen fette Gewinne, welche die Staatskasse speisten. In diesem Geschäft lässt sich dank Monopol immer noch absahnen, wie das Beispiel des Elektrizitätswerks der Stadt Zürich (EWZ) zeigt, das zwölf Bündner Kraftwerke führt: Es schrieb 2014 ein Betriebsergebnis von 347 Millionen Franken.

Was aber sollen jene Konzerne tun, die ohne «gefangene» Kunden auf dem Markt über-

leben müssen, wo der Strompreis unter ihren Gestehungskosten dümpelt? «Das ist die Milliarden-Dollar-Frage», scherzt Patrick Dümmler. «Mehr Markt!», fordert Avenir Suisse seit je – nur: «Jüngste Entscheide des Parlaments weisen in die gegenteilige Richtung.» Wenigstens sollten sich die Kantone aus diesem Geschäft zurückziehen: Bern, Solothurn, die Waadt und Genf verloren in den letzten fünf Jahren wegen des Wertzerfalls von BKW und Alpiq an der Börse Milliarden an Staatsvermögen, und sie müssten in einer Krise Milliarden nachschliessen.

Niemand weiss, wie sich der Strommarkt entwickelt, vor allem wenn die Deutschen die Wende ihrer gescheiterten Energiewende vollziehen. «Es kann durchaus sein, dass der Strompreis irgendwann wieder steigt», meint Patrick Dümmler. «Aber wollen die Steuerzahler das Risiko tragen?»

Wer soll Stauseen kaufen? — «Das Wasser ist unser höchstes Gut, wir sollten es nicht verhökern», sagt einer der Analysten, die sich am besten in diesem Geschäft auskennen. Die Stauseen hätten ihren Wert nicht nur als Stromproduktionsanlagen, sondern vor allem auch als Trinkwasserspeicher. Dieser Wert sei jedoch noch gar nicht eingepreist – was ausländische Interessenten, die er berät, durchaus sähen.

Gutes Geld lässt sich aber auch allein mit dem Strom aus Wasserkraft machen, zumindest wenn es Subventionen dafür gibt. Deshalb reissen sich Banken und Versicherungen, die verzweifelt Rendite suchen, um die stetigen Cashflows aus den Seen und Flüssen: «Die Banken verdienen sich mit solchen Anlagen dumm und dämlich», weiss der Analyst. Darum sieht er am ehesten Infrastrukturfonds von CS und UBS als Käufer für die Werke, die auf den Markt kommen. So würden sich allerdings Pensionskassen, auch von Kantonen, an teuren Fonds beteiligen, die Garantien von den Kantonen fordern – stattdessen könnten doch die Pensionskassen das Geschäft in geeigneter Form selber betreiben.

Sonst gäbe es ausländische Käufer, auch aus China. Doch die Gefahr ist klein, dass die Alpen in chinesische Hände fallen, denn es gibt hohe Hindernisse gegen Verkäufe ins Ausland. Einerseits herrschen komplexe Beteiligungsverhältnisse; so dürfen die Nordostschweizer Kantone, welche Anteile an der Axpo halten, diese nur anderen Kantonen verkaufen – das verhindert, dass sich die Zürcher als grösste Aktionäre aus ihrer Verantwortung stehlen. Andererseits bleibt die Netzgesellschaft Swissgrid, die den Strom der Werke verteilt, nach Gesetz in Schweizer Besitz.

Die beste Lösung für die Politiker wäre es, die Energiewende zu stoppen, meint der Analyst: «Sie sollten Frau Leuthard den Stecker rausziehen.» ○



Neues Programm, undurchsichtige Kosten: Bundesverwaltung.

Das 500-Millionen-Franken-Risiko

Der Bund will eine neue Software für die gesamte Verwaltung. Die Beschaffung sei grösstenteils unnötig und werde statt einiger Dutzend sogar mehrere hundert Millionen Franken kosten, warnen Insider.

Von Philipp Gut

Am Donnerstag, dem Erscheinungstag dieser *Weltwoche*-Ausgabe, entscheidet der Nationalrat über einen sogenannten Verpflichtungskredit von 67 Millionen Franken. Es geht um ein ambitioniertes Informatikprojekt: Der Bundesrat will eine neue Software für die Geschäftsverwaltung (abgekürzt im Beamtendeutsch: Gever). Diese ist so etwas wie die zentrale Steuerung der Verwaltung, über die sämtliche Geschäfte laufen: Man kann damit Dokumente bearbeiten, Termine verwalten und so weiter.

Die Dimensionen sind eindrücklich: Alle sieben Departemente sollen flächendeckend damit ausgestattet werden. Es geht um 40 000 Lizenzen. Der *Tages-Anzeiger* schrieb von einem «Mammutprojekt».

Der Ständerat stimmte dem Kredit bereits im Dezember zu, nun ist also der Nationalrat am Zug. Glaubt man Bundesrat und Kleiner Kammer, handelt es sich um eine notwendige Anschaffung zu vernünftigen Kosten. Die zuständige Bundeskanzlei macht auf Anfrage «beschaffungsrechtliche Gründe» für den Grosseinkauf geltend. Die angestrebte «Vereinfachung der Gever-Landschaft» führe überdies zu «erheblichen Kostenersparnissen».

Doch Recherchen der *Weltwoche* zeigen: Das Projekt ist finanziellen und technischen Risi-

ken ausgesetzt. Insider fürchten, es könnte – in Anspielung auf ein früheres IT-Debakel – ein «Insieme im Quadrat» entstehen.

Doch der Reihe nach. Sechs von sieben Departementen arbeiten schon heute mit einer Geschäftsverwaltungs-Software. Diese stammt von zwei verschiedenen Unternehmen, der österreichischen Fabasoft und der Schweizer ABF Informatik. Bei der Planung für die Gever-Gesamterneuerung im Jahr 2013 legte sich der Bundesrat auf eine sogenannte Zwei-Produkte-Strategie fest: Es sollten also erneut zwei Anbieter mit unterschiedlichen Produkten erkoren werden. 2014 wurde der Auftrag ausgeschrieben.

Die Gewinner waren die französische Atos und die Elca Informatique mit Sitz in Lausanne. Der bisherige Grosszulieferer Fabasoft, der rund zwei Drittel der zurzeit installierten Software vertrieb, landete auf dem dritten Platz und reichte Beschwerde ein. Diese ist beim Bundesverwaltungsgericht hängig. Auch dies stellt ein Risiko für die Beschaffung dar (wir kommen darauf zurück).

Die Bundesinformatiker scheiterten

Doch dann vollzog die Beschaffungsstelle eine Kehrtwende. Obwohl das Resultat des nach WTO-Regeln durchgeführten Verfahrens mit

den erwähnten Gewinnern von der Regierung bereits kommuniziert worden war, schwenkte der Bundesrat nachträglich um. Er will nun bloss noch einen Anbieter, die Atos, berücksichtigen.

Die Kritik am Bundesrat und an der federführenden Bundeskanzlei unter ihrem neuen Chef Walter Thurnherr betrifft indes nicht nur diesen Slalomkurs; sie reicht tiefer. Es drohe eine Verschwendung von Steuergeldern unkontrollierten Ausmasses, mahnen Insider. Sie bringen insbesondere zwei Argumente vor.

Erstens: Das Gever-Projekt sei grösstenteils überflüssig. Wie erwähnt, arbeiten bereits sechs Departemente mit einer bewährten modernen Software. Einzige Ausnahme ist das Finanzdepartement (EFD) von Ueli Maurer (SVP). In diesem sollte eine Eigenentwicklung des Bundesamtes für Informatik und Telekommunikation (BIT) installiert werden. Doch die bundeseigenen Entwickler scheiterten, das Projekt musste 2012 beendet werden. Es entstand ein Schaden von mehr als 10 Millionen Franken.

Kenner argumentieren nun, es sei schlicht unnötig, sämtliche Departemente mit einer neuen Gever-Software auszustatten. Es genüge, wenn das EFD eine solche erhalte. Für etwa 10 Millionen Franken wäre diese zu haben.

Gegenüber der Variante von Bundesrat und Ständerat könnten also rund 57 Millionen Franken externe Kosten und 75 Millionen Franken interne Kosten gespart werden. Wahrscheinlich – so der zweite Kernpunkt der Kritik – sei indes mit noch weit höheren Kosten zu rechnen. Die wahren finanziellen Folgen der Beschaffung würden verschleiert, sagen gutinformierte Berner Quellen.

Worauf stützen sich ihre Aussagen? Sind sie plausibel? Hinweise darauf verdichten sich. So hat die Finanzdelegation (FinDel), die das Beschaffungsprojekt seit längerem kritisch beobachtet, schon in ihrem Jahresbericht 2014 den National- und Ständerat vor erheblichen Mehrkosten gewarnt, sollte keines der bestehenden Gever-Produkte zur Anwendung kommen. Genau dies wäre nach dem Entscheid von Bundesrat und Ständerat der Fall. Die FinDel schreibt von einer «Gesamtsumme von wahrscheinlich 250 Millionen Franken». Und zwar seien dies «nur externe Kosten». Der Bundesrat erwähnt in seiner Vorlage ans Parlament, dass die Einführung des neuen Systems auch intern – durch Datenmigrationen, Schulungen et cetera – Dutzende Millionen kosten wird. Es ist also mit einer Summe von mindestens 300 Millionen Franken zu rechnen. Mehr als viermal so viel, wie die Regierung veranschlagt (67 Millionen).

Es drohen erhebliche Folgekosten

Damit, so die Insider, sei das Kostenrisiko allerdings immer noch nicht ausreichend beschrieben. Der Grund sei folgender. Auf dem technischen Fundament der heutigen Gever-Software sind in den einzelnen Departementen und Bundesämtern sogenannte Fachanwendungen installiert, je nach den spezifischen Anforderungen und Bedürfnissen. Informatiker sprechen auch von Rucksäcken. Diese sind historisch gewachsen und stammen

von den heutigen Software-Anbietern. Beispiele für solche Fachanwendungen sind etwa die Vertragsverwaltung, das Wissensmanagement, Portallösungen oder die Erfüllung von neuen dem Bund zugewiesenen Aufgaben.

Werde nun in der ganzen Verwaltung ein neues Gever-Tool eingeführt, seien davon auch diese diversen Fachanwendungen betroffen. Sie müssten von den bisherigen Systemen abgelöst und wieder angeschlossen oder gar gänzlich neu gebaut werden. In einigen Fällen – der *Weltwoche* sind konkrete Beispiele grösserer Departemente bekannt – wäre eine solche Ablösung mit vernünftigen finanziellen Aufwand allerdings nicht möglich, heisst es aus der Verwaltung.

Gutinformierte Leute fürchten, es könnte ein «Insieme im Quadrat» entstehen.

Die Ablösung und der Um- oder Neubau dieser Anwendungen sei nicht nur aufwendig, sondern auch sehr teuer, so die Informanten. Spezialisten sprechen bereits von möglichen Gesamtkosten der Neubeschaffung und der damit verbundenen Folgeinvestitionen von 500 bis 700 Millionen Franken. Das wäre rund zehnmal mehr, als der Bundesrat schreibt.

Zweifel an der ganzen Übungsanlage und den drohenden finanziellen und technischen Risiken kamen auch in der Finanzkommission des Nationalrats auf. Ein Antrag, das Geschäft zu verschieben, bis die offenen Fragen samt der erwähnten Beschwerde geklärt seien, lag auf dem Tisch. Doch er wurde wieder zurückgezogen. Wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen, machte der neue Bundeskanzler Walter Thurnherr, vorher Generalsekretär im Eidgenössischen Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek), Druck

auf die Parlamentarier. Worauf sie den Antrag wieder zurückzogen. Sollte es tatsächlich zu den befürchteten Mehrkosten kommen, stünde der Bundeskanzler neben der Landesregierung und dem Parlament mit in der Verantwortung für die Verschwendung von Steuergeldern.

Die mehrfach erwähnte Beschwerde der Fabasoft, die von Rechtsanwalt und FDP-Ständerat Andrea Caroni mitverfasst worden ist, legt den Finger auf einige wunde Punkte im Ausschreibungsverfahren. So hatte die Firma, wie es verlangt war, eine Offerte für ein umfassendes neues Gever-System erstellt. Dies, obwohl bereits heute ein grosser Teil der Bundesverwaltung mit der Geschäftsverwaltungs-Software dieses Anbieters ausgestattet ist. Die Vergabestelle verletze das Wirtschaftlichkeitsprinzip, indem sie ausser Acht lasse, «dass das Produkt der Beschwerdeführerin auf zirka 12 000 bereits erworbenen Lizenzen aufbaut», und indem sie «diese <Ohnehin-Kosten> bei der Beurteilung des Angebots» nicht wieder aus dem Preis herausrechne, heisst es in der Beschwerde. Einfacher ausgedrückt: Die Offerte fällt effektiv viel günstiger aus, weil die Software schon jetzt zahlreich in der Bundesverwaltung installiert ist.

Auch hier wird deutlich, was als Fazit für die ganze Beschaffung gelten darf: Der Bund will einen Millioneneinkauf tätigen, der laut Insidern in diesem Umfang gar nicht nötig wäre. Und der erst noch dem Risiko enormer Folgekosten ausgeliefert sei.

Die Bundeskanzlei entgegnet, sie erwarte Folgekosten «im üblichen Rahmen», was immer das heisst. Die Kostenkontrolle habe ein «hohes Gewicht». Die Gever-Beschaffung sei ein «Schlüsselprojekt», für das «straffere Vorgaben» und eine «strengere Aufsicht» als üblich gälten. Es bleibt zu hoffen, dass der Bund recht behält. ○

Volg. Im Dorf Daheim. In Wilchingen zuhause.

Der Apfel wächst nicht weit vom Dorf!

Obstbäuerin Vreni Hedinger ist eine von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Ihr Obst ist im Volg Wilchingen (SH) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.



Volg
frisch und fründlich

Handschellen am Stuhl

Der Staatsanwalt Thomas Hansjakob (SP) politisiert auf allen medialen Kanälen. Gemäss seiner «St. Galler Philosophie» entscheidet das Justizsystem, welche Akten in ein Verfahren gehören. Wie rechtsstaatlich handelt dieser angebliche Vorkämpfer für den Rechtsstaat? Von *Christoph Mörgele*



«Kreativ Neues»: Jurist Hansjakob.

Dass sich Staatsanwälte ins Getümmel der Tagespolitik stürzen, ist einigermaßen neu. Der Tabubruch trägt den Namen Thomas Hansjakob, Erster Staatsanwalt des Kantons St. Gallen. Dieser Liebling der Medien und allzeit willige Auskunftgeber von Fernsehen SRF ver-

teufelte die Durchsetzungsinitiative als «jenseits von Gut und Böse», «nicht praktikabel» und als «Dammbruch». Hansjakob konstruierte zahlreiche fiktive Beispiele von «Bagatelldelikten», fabulierte von 40 Millionen Franken Mehrkosten und von massiver Personalaufsto-

ckung «an allen Gerichten». Er verurteilte die Volksinitiative als «unfair und nicht durchdacht»; sie werde den Staatsapparat aufblasen, so der ansonsten wenig staatskritische SP-Aktivist. Zu den Bagatellen zählte Hansjakob den Fall eines mazedonischen Händlers von rezeptpflichtigen Schlaftabletten und Heroin. In der Sendung «10 vor 10» befand er zwanzig bis dreissig Prozent der geforderten Landesverweisungen aus seiner Praxis als «unverhältnismässig». Auch in der «Arena» unterstützte der politisierende Staatsanwalt lautstark seine Parteigenossin Simonetta Sommaruga. Wohlweislich erst nach gewonnenem Urnengang kritisierte Hansjakob dann plötzlich medienwirksam die zuvor von den Gegnern versprochenen 4000 Ausweisungen pro Jahr als unseriöse «Milchbüchleinrechnung»; erste Ausweisungen seien ohnehin nicht vor Ende 2018 zu erwarten.

Thomas Hansjakob hatte in St. Gallen beim sozialdemokratischen Strafrechtler Stefan Trechsel doktriniert und assistiert. Als kantonaler Untersuchungsrichter politisierte er gleichzeitig für die SP im Grossen Gemeinderat der Stadt St. Gallen und danach im Kantonsrat. 2007 konnte er vom Zweiten zum Ersten Staatsanwalt aufrücken, weil Erwin Beyeler zum Bundesanwalt gewählt worden war. Unter dem Titel «Ein Leben für die Freiheit» porträtierte die *Neue Zürcher Zeitung* Hansjakob 2010 als «profunden Kenner des Strafrechts», der die «Möglichkeiten des Rechts auf kreative Weise auslotet». Wieso die

Der unerbittliche Cannabisverfolger Hansjakob trug den Spottnamen «Hanfjakob».

NZZ ausgerechnet dem Spezialisten für verdeckte Ermittlungen, Telefonüberwachung und Hanfbekämpfung den Titel eines Freiheitshelden verlieh, bleibt ihr Geheimnis. In St. Gallen trug der unerbittliche Cannabisverfolger Hansjakob jedenfalls zeitweilig den Spottnamen «Hanfjakob». Gegen eine Wirtin im Linthgebiet griff die angeblich so freiheitliche Staatsanwaltschaft wegen Verstosses gegen das Rauchverbot äusserst heftig durch. Bei Fussballrowdys setzte Hansjakob das System von «Schnellrichtern» und Einheitsstrafen ein, was sich auf keine gesetzlichen Grundlagen abstützen kann. Der Kanton St. Gallen habe eben die ideale Grösse und mit Karin Keller-Sutter die ideale Justizdirektorin, «um

kreativ Neues auszuprobieren». Dass sie damals Hansjakob als ausserordentlichen Untersuchungsrichter im Fall Holenweger unterstützt hat, dürfte die Ständerätin mittlerweile bereuen – genau das kostete Keller-Sutter bei der SVP die notwendigen Stimmen zur Wahl in den Bundesrat.

Bedrohliche Unsitten

Zum Ausprobieren von kreativ Neuem gehört neben der Besprechung von «Tatort»-Krimis die Praxis Hansjakobs, die von ihm einvernommenen Beschuldigten auf einen Stuhl zu setzen, an dem Handschellen baumeln. Diese Art Einschüchterung spottet zweifellos jeder rechtsstaatlich-menschenrechtskonformen Strafverfolgung, wie er sie bei der Durchsetzungsinitiative so energisch einforderte. Es ist nur zu hoffen, dass Thomas Hansjakob solch bedrohliche Unsitten nicht an den Universitäten von Luzern und St. Gallen verbreitet, wo er als Lehrbeauftragter angehende Staatsanwälte und Juristen unterrichtet.

Überhaupt scheint zweifelhaft, was Thomas Hansjakob für die Ausbildung des Nachwuchses qualifiziert. Sicher nicht sein berühmtester Fall, die Anklageschrift gegen den Bankier Oskar Holenweger. Im wohl schlimmsten Justizskandal seit Bestehen des Bundesstaates hatte die Bundesanwaltschaft gegen Holenweger einen Anfangsverdacht von Geldwäscherei konstruiert, der einzig auf den Erfindungen des importierten kolumbianischen Drogenkriminellen Ramos basierte. Acht Jahre lang hat das Schweizer Justizsystem Holenweger ohne Fakten und Beweise stigmatisiert. Bis zum Ende des Verfahrens haben sich die uneinsichtigen Ankläger an ihrem Konstrukt festgebissen. Erwin Beyeler, der Vorgänger Hansjakobs als St. Galler Staatsanwalt, hatte als Chef der Bundeskriminalpolizei den Einsatz von Ramos gebilligt und ihm sogar schriftlich eine Erfolgsbeteiligung zugestanden. Hansjakob übernahm die Aufgabe eines eidgenössischen Untersuchungsrichters im Fall Holenweger von seinem Parteikollegen Ernst Roduner, der sich selber einen gefälschten Drohfax zugeschickt hatte, um Holenweger und sein Umfeld zu belasten.

Am 18. Dezember 2009 orientierte Hansjakob die Medien grossspurig über den Abschluss seiner Voruntersuchung. In der «Tagesschau» umgab er sich für seinen theatralischen Auftritt gegen den vermeintlichen Geldwäscher Holenweger mit mehreren Ordnern, die gut sichtbar die Aufschrift «Meister Proper» trugen. Dazu behauptete er, es handle sich «um einen ganz normalen Fall von Wirtschaftskriminalität», sprach von «erheblichen Vergehen» und prophezeite, nun schon in der Rolle eines Richters: «Ich meine schon, es ist ein Umfang, der eine mehrjährige Freiheitsstrafe rechtfertigen dürfte.» Die SRF-Moderation sprach von «dicker Post», «krummen

Geschäften» und «Wäscher von Drogengeld». Wegen Verletzung der Unschuldsvermutung hiess die Unabhängige Beschwerdeinstanz eine Beschwerde gegen die entsprechende «Tagesschau»-Mittagsausgabe gut.

Zum Fall Holenweger meinte Hansjakob in der NZZ, normalerweise habe er es «nicht mit sehr raffinierten Menschen zu tun», weshalb er «komplexere Fälle» wie jenen von Bankier Holenweger schätze. «Solche Leute zum Reden zu bringen, sei schwierig», auch wenn

Auch die Gewaltenteilung gehört definitiv nicht zu Thomas Hansjakobs Kernkompetenzen.

es sich für ihn um einen «ganz normalen Straffall» gehandelt habe. Der Rest ist bekannt: Aufgrund von Hansjakobs Anklageschrift erhob die Bundesanwaltschaft Strafklage beim Bundesstrafgericht und scheiterte grandios; Oskar Holenweger wurde in allen Punkten vollumfänglich freigesprochen.

Unterdrückung der Ramos-Akten

Zuvor hatte Holenwegers Verteidiger Lorenz Erni mehrmals die Herausgabe aller Ramos-Akten verlangt. Erst als Erni Dokumente über Ramos vorlegte, die er im Rahmen der amtlichen Akteneinsicht gefunden hatte, antwortete Hansjakob dem Bundesstrafgericht: «Ich habe (gemäss St. Galler Philosophie) diese beiden Ordner nicht detailliert angeschaut, sondern ging davon aus, dass sie, wenn sie nicht für die Gerichtsakten bestimmt sind, nicht zitierfähig sind und vernichtet werden müssen.»

Dass die Ramos-Akten bereits paginiert waren, sei ihm bei der Durchsicht entgangen. Offenbar hätte Hansjakobs «St. Galler Philosophie» dazu führen sollen, dass die entscheidenden Dokumente zur Konstruktion des Anfangsverdachts übersehen, nicht richtig gelesen oder negiert werden konnten. Als Erni beim Bundesstrafgericht den dringenden Verdacht auf Amtsmissbrauch und Unterdrückung von Urkunden deponierte, versiegelte Hansjakob panikartig die Ramos-Akten und versenkte sie in seinem Tresor. Wäre Hansjakob von Strafverteidiger Erni nicht ertappt worden, hätte er die Ramos-Akten tatsächlich vernichten können. Die vom ausserordentlichen Untersuchungsrichter vorgebrachte Behauptung, er habe genau diese Dokumente «übersehen», scheint umso unglaubwürdiger, als er gleichzeitig das Bankkonto von Holenwegers 95-jähriger Mutter in allen Details überprüfte.

Auch die Gewaltenteilung gehört definitiv nicht zu Thomas Hansjakobs Kernkompetenzen. Er verlangte, dass die im Prozess gegen Oskar Holenweger vollständig gescheiterte Bundesanwaltschaft den Fall auch noch dem

Bundesgericht in Lausanne vorlege (was dann immerhin unterblieb): «Ich fände es sehr schade, wenn sie es nun nicht mehr wagen würde, den Fall ans Bundesgericht weiterzuziehen.» Zwar könne man den Anfangsverdacht im Fall Holenweger «mit gutem Grund kontrovers diskutieren»; doch wer Geldwäscherei aufklären wolle, dürfe «nicht Pfarrerstöchter als Informanten beschäftigen». Ebenso wenig stufengerecht verurteilte der kantonale Staatsanwalt die Vereinigte Bundesversammlung in scharfen Worten, als sie Bundesanwalt Erwin Beyeler nicht im Amt bestätigte («Nüchtern betrachtet hat er einen hervorragenden Leistungsausweis»).

Überhaupt befand der geschwätzige Jurist gegenüber der Presse, das Parlament sei das falsche Wahlgremium für den Bundesanwalt. Ausgerechnet Hansjakob liess die Öffentlichkeit wissen, er möge seine Arbeit nicht von Politik und Medien abhängig machen – und verzichte deshalb darauf, sich um Beyelers Nachfolge zu bewerben. Dass seine Vertuschungsaktion der Ramos-Akten im Fall der Kandidatur zweifellos thematisiert worden wäre, verschwieg er wohlweislich. Bereits Ende 2010 – also noch vor dem vollumfänglichen Freispruch Holenwegers – ist Hansjakobs Amt als stellvertretender eidgenössischer Untersuchungsrichter stillschweigend ausgelaufen. ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

WK-PT-WW-CHde

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:
VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Steuerparadies in Nöten

Der Kanton Schwyz ist lange mit Steuersenkungen aufgefallen. Doch seit der neue Finanzausgleich gilt, läuft der Staatshaushalt aus dem Ruder. Finanzdirektor Kaspar Michel versucht, die Tiefsteuerpolitik mit Anpassungen zu retten. *Von Alex Reichmuth*



«Hochattraktiver Kanton»: Regierungsrat Michel.

Gewisse vermögende Einwohner des Kantons Schwyz ärgern sich über Finanzdirektor Kaspar Michel. «Er hat kein Gefühl für Zahlen», sagt einer, der nicht genannt sein will. «Und er hat seine Kollegen nicht im Griff.» Die Kritik soll meinen: Michel sei mit den Kantonsfinanzen überfordert. Darum wichen Rechnung und Budget regelmässig weit voneinander ab. Auf solch unsicherer Basis liessen sich Steuererhöhungen nicht rechtfertigen. Der FDP-Regierungsrat solle vielmehr seine Regierungskollegen dazu bringen, zu sparen.

Der Kanton Schwyz steckt im Schlamassel. Zwar konnte Kaspar Michel für 2015 einen kleinen Überschuss bekanntgeben, obwohl ein Defizit budgetiert gewesen war. Ansonsten schrieb Schwyz seit 2009 immer rote Zahlen – zuletzt sogar tiefrote. 2012 fehlten 95 Millionen, 2013 schon 141 Millionen und 2014 sogar 211 Millionen Franken – dies bei einem Gesamtbudget von etwas über einer Milliarde Franken. Der Finanzdirektor warnt davor, den letztjährigen Überschuss falsch zu deuten. «Wir hatten Glück, weil die Nationalbank doppelten Gewinn ausschüttete, die Kantonalbank höhere Abgaben leistete und die Steuererträge insgesamt höher als erwartet waren», sagt Michel. «Diese Einmalfaktoren dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir gemäss unserem Finanzhaushaltsgesetz ein strukturelles

Defizit von 170 Millionen Franken haben.» Seit den neunziger Jahren war der Kanton Schwyz durch starke Steuersenkungen aufgefallen. Die tiefen Tarife lockten Gutbetuchte an, die die Steuerausfälle mehr als kompensierten. Dazu sparte der Kanton bei den Leistungen wie kaum ein zweiter. So schrieb man Jahr für Jahr fette Überschüsse.

Immer mehr Geld für andere Kantone

Aber dann wurde es düster im Steuerparadies. Die Einnahmen stagnierten. Anfangs versuchte man, die Finanzen durch zusätzliches Sparen ins Lot zu bringen. 2006, 2011 und 2012 verringerte der Kanton seine Ausgaben um total 85 Millionen Franken. Doch seit 2008 schweizweit der neue Finanzausgleich (NFA) in Kraft ist, läuft der Haushalt dennoch aus dem Ruder. Zuerst musste Schwyz 45 Millionen Franken für strukturschwache Kantone abliefern. Inzwischen beträgt die NFA-Abgabe satte 181 Millionen – viermal mehr als 2008. Der Betrag entspricht ziemlich genau dem strukturellen Defizit, das Michel anführt.

Der FDP-Mann ist es gewohnt, für die finanzielle Schiefelage gescholten zu werden. «Sind Sie, Herr Michel, überhaupt imstande, diese Aufgabe zu meistern?», schleuderte ihm ein CVP-Vertreter entgegen, als der Kantonsrat letztes Jahr über das Rekorddefizit von 2014

debattierte. Michel konterte, er habe bei seinem Amtsantritt 2010 ein Defizit von 136 Millionen Franken geerbt – sozusagen als «Willkommensgeschenk».

«Ich bin ja als «Sparteufler» bekannt», sagt Michel gegenüber der *Weltwoche*. «Aber ein so grosser Fehlbetrag im Finanzplan, wie wir ihn jetzt ausweisen müssen, ist mit Sparen allein nicht wegzubekommen.» Der Kanton sei quasi in Geiselnhaft des neuen Finanzausgleichs. Dieser schwäche mehr und mehr die starken Kantone, statt wie beabsichtigt die schwachen zu stärken. Zusammen mit anderen Geberkantonen macht Schwyz Druck, den NFA so umzugestalten, dass dieser die Nettozahler nicht ruiniert – bis jetzt mit wenig Erfolg. Die Nehmerkantone sind in der Mehrheit und sperren sich gegen Änderungen.

So scheint der Kanton Schwyz nicht um Steuererhöhungen herumzukommen. 2014 hat das Volk eine Steuerrevision gutgeheissen, die massvolle Anpassungen bei den Einkommenssteuersätzen, der Dividendenbesteuerung und den Vermögenssteuern vorsah. Voraussichtlich im September entscheidet das Volk über die Einführung eines Einheitssatzes bei der Einkommenssteuer (Flat-Rate-Tax), der die Einnahmen deutlich erhöhen soll.

Ist die Schwyzer Tiefsteuerpolitik also gescheitert? «Auf keinen Fall», betont Kaspar Michel. «Wir sind punkto Steuern immer noch ein hochattraktiver Kanton.» Schwyz habe nach wie vor die tiefste Steueraus schöpfungsquote der ganzen Schweiz. Es sei dem Kanton in den vergangenen Jahrzehnten gelungen, «ein beeindruckendes Steuersubstrat aufzubauen», sagt der Finanzdirektor. Dieses Substrat – sprich viele wohlhabende Einwohner – sei immer noch da. Konkret wohnen im Kanton etwa 550 Einkommensmillionäre. 1,5 Prozent der Steuerpflichtigen weisen ein Drittel des steuerbaren kantonalen Einkommens und gar zwei Drittel des gesamten steuerbaren Kantonsvermögens auf.

Kaspar Michel steht vor schwierigen Aufgaben. Zwar dürfte er am nächsten Wochenende an den kantonalen Wahlen als Regierungsrat problemlos bestätigt werden. Aber die Sanierung des Haushalts gleicht einem Kantengang. Als Finanzdirektor muss Michel für höhere Einnahmen sorgen, er darf aber gleichzeitig die reiche Schicht nicht zu sehr verärgern. Denn verlassen nur einige der Wohlhabenden den Kanton, weil sie die Steuererhöhungen nicht goutieren, stürzt das den Kanton erst recht ins Finanzchaos. ○

Der Sündenfall

Bei der Unterzeichnung des Vertrages zur Personenfreizügigkeit mit Kroatien wandelt die Landesregierung auf einem schmalen Grat. Selbst in Simonetta Sommarugas Justizdepartement bestehen Zweifel, ob das Vorgehen verfassungskonform ist. *Von Hubert Mooser*

Der 4. März 2016 ist ein Tag für die Geschichtsbücher: Es ist der Tag, an dem der Staatssekretär für Migration, Mario Gattiker, mit dem Segen der Landesregierung das Personenfreizügigkeitsabkommen mit Kroatien unterschrieben und dabei mit hoher Wahrscheinlichkeit die Verfassung gebrochen hat. Das findet jedenfalls alt Bundesrat Christoph Blocher.

Der Hintergrund: Am 9. Februar 2014 haben die Stimmbürger die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) angenommen und somit beschlossen, die Zahl von Ausländern in der Schweiz zu begrenzen. Seither dürfen keine völkerrechtlichen Verträge mehr abgeschlossen werden, die dem neuen Verfassungsartikel über die Zuwanderung widersprechen. Dennoch schritt die Landesregierung am 4. März zur Tat: Während der Bundesrat tagte, unterzeichnete Gattiker mit EU-Unterhändlern das Protokoll III der Personenfreizügigkeit (PFZ) mit Kroatien. Ein Weibel überbrachte Simonetta Sommaruga die Nachricht von der Unterzeichnung, die Justizministerin verkündete im Bundesrat die frohe Botschaft, dann verabschiedete das Gremium das Protokoll.

Druck vom FDP-Bildungsfilz

Der verfassungsmässige Sündenfall hatte sich in der Woche zuvor während der europapolitischen Klausur des Bundesrats angekündigt, an der auch der Staatssekretär für Bildung, Mauro Dell'Ambrogio, teilnahm. Der Tessiner insistierte mit Nachdruck auf der Unterzeichnung des Vertrags mit Kroatien. Ohne Unterschrift kein Forschungszusammenarbeitsprogramm im Rahmen von «Horizon 2020», das hatten die EU-Unterhändler durchblicken lassen. Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann lag dem Bundesrat deswegen seit Monaten in den Ohren. Dem Duo Dell'Ambrogio/Schneider-Ammann sass der FDP-Bildungsfilz im Nacken, namentlich alt Ständerat und ETH-Ratspräsident Fritz Schiesser (GL), alt Regierungsrat und Präsident des Stiftungsrates des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) Gabriele Gendotti (TI) sowie das Netzwerk für den Dialog zwischen Wissenschaft und Politik, Future, das seit kurzem vom Berner FDP-Nationalrat Christian Wasserfallen geleitet wird.

Die Teilnahme an den Forschungsrahmenprogrammen «Horizon 2020» wurde zur Schicksalsfrage hochstilisiert: «Es geht um die Frage, ob wir in der Champions League mitspielen wollen oder nicht», so Wasser-

fallen. Die EU verzeichne ein enormes Interesse daran, dass wir dabei seien, denn die Schweiz habe sehr viel zu bieten – was sich auch für die Schweiz rechne. Kein nationales Instrument könne die länderübergreifenden Grossprojekte ersetzen. Für Wasserfallen wird mit der Ratifizierung der Ausdehnung der PFZ auf Kroatien die Verfassung «nicht geritzt». Während einer Übergangszeit von zehn Jahren habe man Kontingente ausgehandelt. «Damit wäre Kroatien in diesen zehn Jahren das einzige MEI-kompatible PFZ-Land, das wirklich über Kontingente verfügt», präzisiert er.

Noch abenteuerlicher hörte sich Sommaruga an, als sie kürzlich die Umsetzungsbotschaft zur MEI präsentierte: Die Ausgangslage sei nicht mehr die gleiche wie im Frühjahr 2014. Dabei hatten die Bundesräte Schneider-Ammann, Sommaruga und Didier Burkhalter noch im März 2014 in einem Papier festgehalten, dass die Unterzeichnung des Kroatien-Protokolls nicht mehr möglich sei. Seither war der Bundesrat kontinuierlich zurückgerudert – bis er in der Sitzung vom 4. März 2016 alle früheren Einwände relativierte. Einzelne von Sommarugas Juristen hatten Bedenken, was die Unterzeichnung des PFZ-Vertrages mit Kroatien betraf. Bis heute seien diese Zweifel nicht ausgeräumt, heisst es in Bern.



Frohe Botschaft: Gattiker, Unterhändler De Gooijer.

Was sich seit Frühjahr 2014 tatsächlich verändert hat, ist, dass Justizministerin Sommaruga mit EU-Kommissions-Chef Juncker im Dezember 2015 übereinkam, eine gemeinsame Lösung im Rahmen des Personenfreizügigkeitsabkommens zu erarbeiten. Man sucht eine Lösung im Rahmen von Artikel 14 des Abkommens. Dieser sieht schon heute die Möglichkeit einer Drosselung der Zuwanderung vor, entfaltet bisher aber kaum Wirkung. Die Höchstzahlen müssten nach Vorstellung

Parteikollege Tim Guldemann kann keine grosse Veränderung der Ausgangslage erkennen.

von Sommaruga und Juncker künftig jedes Jahr im Gemischten Ausschuss Schweiz–EU vereinbart werden. Das wäre alles andere als eine eigenständige Steuerung der Zuwanderung, wie es die MEI verlangt.

«Als federführendes Departement im Kroatien-Dossier hätte das EJPD dem Bundesrat die Unterzeichnung selbstverständlich nicht beantragt, wenn diese verfassungswidrig wäre», verteidigt Sommarugas Sprecherin Agnès Schenker das Vorgehen. Der Bundesrat habe klar festgehalten, dass der Vertragsabschluss eine verfassungskonforme Lösung im Bereich der Personenfreizügigkeit voraussetze.

Verfassungskonform oder nicht: Sommarugas Parteikollege Tim Guldemann kann keine grosse Veränderung der Ausgangslage gegenüber früher erkennen. Seiner Meinung nach hätte man genauso gut vor zwei Jahren das Protokoll zu Kroatien unterschreiben können, sagt der frühere Topdiplomate. So hätte man sich bei den Verhandlungen zu «Horizon 2020» in eine bessere Position bringen können. Auch der scheidende CVP-Präsident Christophe Darbellay zweifelt, ob Sommarugas Konstruktionen bei einer Volksabstimmung über das Kroatien-Protokoll juristisch bestehen würden. «Aber die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt», meint der Walliser.

Die Landesregierung wandelt verfassungsrechtlich auf einem schmalen Grat. Wie sagte doch Sommaruga am 20. Juni 2014, als sie ihr MEI-Umsetzungskonzept erstmals vorstellte: «Man kann nicht beliebig mit der Verfassung umgehen. Wenn wir die Verfassung nicht mehr als Autorität verstehen – woran können wir uns dann noch halten in unserem Staat?»

Abgründe der Seele

Was ist das Böse? Der Prozess gegen Claude Dubois in Lausanne liefert eine Ahnung: Der Mörder der Serviceangestellten Marie ist untherapierbar. Findet das Gericht den Mut, den Psychopathen lebenslänglich zu verurteilen? *Von Alex Baur*

Marie Schluchters Beitrag zur Klärung des Verbrechens erschöpft sich im verzweifelt Helferruf: «Aidez-moi!» Am Abend des 13. Mai 2013 beobachtet eine Spaziergängerin, wie Claude Dubois die 19-jährige Serviceangestellte beim Golfklub von Payerne VD in sein Auto zerrt. Die Zeugin alarmiert sofort die Polizei, welche die wohl grösste Suchaktionen auslöst, die es in der Waadt je gab. Achtzehn Stunden später wird Dubois nach einer halsbrecherischen Verfolgungsjagd verhaftet. Allein er weiss, was in diesen achtzehn Stunden passiert ist. In der folgenden Nacht führt er die Polizei zu Marias Leiche, die er im Wald zurückgelassen hat.

Dubois hat gestanden, Marie entführt, gefesselt und acht Stunden später erdrosselt zu haben. Er hat sogar detailliert beschrieben, wie er sein Opfer in den Wald verschleppte; wie er Marie dort von seinem ersten Mord und vom Gefängnis erzählte; wie er ihr offenbarte, dass auch sie jetzt sterben werde; wie sie um ihr Leben flehte; wie er das terrorisierte Mädchen an den Brüsten streichelte; wie sie versuchte, ihn mit Zärtlichkeiten umzustimmen, «um ihre Haut zu retten»; wie er Marie nach stundenlangem Psychoterror schliesslich mit ihrem Gurt erwürgte (was zehn Minuten gedauert habe, da er zuerst die richtige Position finden musste); wie sich Marie bis zu den letzten Zuckungen gegen den Tod stemmte.

So steht es in der Anklageschrift geschrieben, die mangels einer Alternative auf Dubois' Schilderungen baut – auf den Worten eines nach der Einschätzung des Staatsanwaltes «fundamental bösen» Manipulators also, dem man eigentlich kein Wort glauben darf.

Versessen auf Details

Der heute 39-Jährige redet eloquent, und er redet gerne, wie er letzte Woche in Lausanne vor Gericht eindrücklich demonstrierte. Dubois ist geradezu versessen auf Details. Wenn er denn will. Denn worüber er redet und was er verschweigt, das entscheidet allein er. Es war sein Prozess, die Show des Claude Dubois, und er schien sich in seiner Rolle zu gefallen.

Ganz im Habitus eines versierten Anwaltes machte er sich immer wieder Notizen zum Prozessverlauf. Wenn er das Wort ergriff, dozierte er vornehmlich über angebliche Versäumnisse des Staatsanwaltes oder prozessuale Mängel. Mal verwarf er die Arme theatralisch, um eine Pointe zu unterstreichen, mal legte er eine Kunstpause ein, um eine Spitze an

die Adresse des Privatklägers wirken zu lassen. Auf der Suche nach dem treffenden Zitat blätterte der Angeklagte gekonnt in den Akten, ohne deshalb seinen Redefluss zu unterbrechen. Und wenn er über Marie redete, die er angeblich aus der Prostitution befreien wollte, mutete es an, als sässe nicht Dubois auf der Anklagebank, sondern sein Opfer.

Nur die entscheidenden Punkte mied er konsequent. Was waren seine Motive? Wann fasste er den Mordplan? Was dachte, was fühlte er dabei? Dubois machte zwar immer wieder Anspielungen, doch diese verwirren mehr als sie klären. Die Gefühlswelt des einschlägig vorbestraften Mörders ist und bleibt hermetisch verschlossen wie eine Blackbox. Und irgendwann beschlich einen die grausliche Ahnung, dass dieser im persönlichen Umgang durchaus angenehme Herr gar keine Gefühle kennt – weder Mitleid noch Liebe, aber auch keine Hemmungen, keine Furcht. Was immer Dubois sagte, blieb auf eine eigentümliche Art abstrakt und

Es war sein Prozess, die Show des Claude Dubois, und er schien sich in seiner Rolle zu gefallen.

unverbindlich. Bei der Rekonstruktion des Verbrechens müssen wir uns also wohl oder übel mit den äusseren Umständen und der Vorgeschichte begnügen.

Diese Geschichte beginnt im Herbst 1997. Dubois war damals 21 Jahre alt und lebte noch bei seinen Eltern im Kanton Freiburg. An sich hätte er Bauzeichner werden sollen, um der einst die elterliche Firma zu übernehmen. Doch nach einem Zwischenjahr an einem Internat in Zug entschied er sich für eine KV-Lehre. Das Büro sagte ihm aber auch nicht zu. Nach der Rekrutenschule lebte er ein paar Monate von der Arbeitslosenhilfe, danach jobbte er lust- und ziellos als Elektronikverkäufer.

In jener Zeit trennte sich seine Freundin Pascale von ihm. Der knapp zehn Jahre älteren Zahnarztgehilfin waren seine herrischen Allüren unerträglich geworden. Dubois bedrohte und bedrängte sie nun erst recht. Auf beiden Seiten versuchten Angehörige zu vermitteln, vorerst erfolglos. Nach Weihnachten schien er sich zu beruhigen. Doch es war die Ruhe vor dem Sturm. In einer geplanten Aktion entführte Claude Dubois am 14. Januar 1998 Pascale in ein Ferienhaus und richtete das um



Worüber er redet und was er verschweigt, das

sein Leben flehende Opfer nach einer vierstündigen Foltersession mit fünf Schüssen buchstäblich hin (Weltwoche Nr. 21/13, «Drama eines angekündigten Mordes»).

Zwei Jahre später wurde Dubois wegen Mordes und Vergewaltigung zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt. Vor Gericht zeigte er keine Spur von Reue und gab dem Opfer alle Schuld. Gerichtspsychiater Jacques Gasser diagnostizierte eine «pervers narzisstische» Persönlichkeitsstörung mit dissozialen Zügen. Es sind die klassischen Merkmale eines Psychopathen. Obwohl Dubois keiner Therapie zugänglich war, schätzte Gasser die Gefahr eines Rückfalls als gering ein. Eine Wiederholung



entscheidet allein er.

derselben Tatkonstellation war nach seiner Meinung unwahrscheinlich. Gasser irrte.

Das zeigte sich spätestens im Gefängnis, wo Dubois via Internet eine Beziehung zu Valérie knüpfte, auch sie eine Zahnarztgehilfin. 2004 heirateten die beiden im Gefängnis. Die Ehe scheitert nicht etwa wegen der Haft, sondern weil der eifersüchtige Dubois seiner Frau bei einem Besuch an die Kehle ging. Unbeaufsichtigte Kontakte wurden daraufhin strikte unterbunden. 2008 bestätigte der Lausanner Psychiater Philippe Delacrausaz in einem Gutachten die Gefährlichkeit von Dubois, er warnte vor seiner Manipulierfähigkeit und einer grossen Rückfallgefahr. Als ob es eines Beweises noch

bedurft hätte, bedrohte Dubois seine Frau mehrfach. Sie liess sich in der Folge scheiden.

Im Mai 2011 hat Dubois zwei Drittel seiner Strafe verbüsst, theoretisch wäre eine Entlassung nun möglich. Doch das Waadtländer Kantonsgericht verweigert dem notorischen Einzelgänger, der bislang jede Therapie abgelehnt hat, die ersehnte Freiheit. Weil man aber davon ausgeht, dass der Mann spätestens 2018 auf jeden Fall entlassen werden muss, kommt er in eine offene Anstalt. Dubois verhält sich unauffällig, disziplinarisch gibt er keinerlei Anlass zu Klagen. Ein Jahr später schmettert das Gericht trotzdem den nächsten Antrag auf vorzeitige Freilassung ab. Dubois wird mit

einer Fussfessel in eine Art offenen Hausarrest versetzt. Eine Reihe von Auflagen, darunter Gespräche mit einem Therapeuten, sollen dem Untherapierbaren einen Rahmen geben.

Im August 2012 bezieht Dubois eine kleine Wohnung in Romont FR. Dank den Beziehungen seines Vaters, der ihn auch finanziell großzügig unterstützt – der Freigänger verfügt über ein monatliches Budget von rund 6000 Franken –, findet er schnell eine Stelle. Freunde hat er auch in der Freiheit keine. Ein Teddybär im Auto, der ihn auf dem Beifahrersitz begleitet, steht sinnbildlich für seine Einsamkeit. Umso aktiver bewegt sich Dubois in den virtuellen Foren des Internets. Unter dem Pseudonym



Psychoterror eines Maniacs: Ort der Entführung beim Golfplatz in Payerne.

«Teddy DesBois» und mit einer erfundenen Biografie bandelt er mit mehreren Frauen an.

Schon nach drei Monaten wird Dubois auf Antrag seiner Bewährungshelfer ins Gefängnis zurückversetzt, weil er Arbeitskollegen mit dem Tod bedroht und seine Ex-Frau mit Pornobildern terrorisiert hat. Doch schon nach wenigen Wochen, am 14. Januar 2013, lässt ihn eine Einzelrichterin frei. Am 18. Februar kommt ein Gutachten unter der Aufsicht des Genfer Psychiaters Gérard Niveau zum Schluss, bei Dubois bestehe nur eine «leichte Rückfallgefahr». Es ist nicht die erste fatale Fehlprognose des Forensikers. Niveau spielte auch eine entscheidende Rolle bei der Haftlockerung von Fabrice Anthamatten, der wenige Monate später in Genf die Therapeutin Adeline Morel töten sollte.

Sechs Wochen nach seiner Freilassung, am 5. März 2013, bandelt Dubois (alias «La-vie-est-belle-je-te-le-dis») auf Skyrock mit der knapp 19-jährigen Service-Lehrtochter Marie Schluchter (alias «Kirstenhall») an. Skyrock gehört zu jenen Internet-Foren, in denen die Grenzen zwischen Prostitution und schnellen Dates fließend sind. Aufgrund der Chats muss man davon ausgehen, dass «Kirstenhall» ihren kargen Lehrlingslohn ab und an mit bezahltem Sex aufbessert. Zwischen dem 14. und dem 28. April treffen sich die beiden vier Mal. Gemäss Dubois kam es erst beim vierten Treffen zu einem sexuellen Kontakt im Auto.

Marie, so erklärte Dubois vor Gericht, wäre schon vorher bereit gewesen, habe ihm Angebote gemacht. Doch er habe eine feste Partnerin gesucht, keinen käuflichen Sex. Bei den Treffen habe er ihr bewusst beiläufig Einblick in sein prallgefülltes Portemonnaie gewährt, um so ihre Ambitionen auf einen vermeintlich reichen Mann zu wecken. Als sie Anfang Mai

erstmals eine Nacht bei ihm verbrachte, bannte er Sexszenen auf Video und teilte seine Eroberung sofort seinen Internetfreunden mit. Zugleich engagierte er einen Privatdetektiv, der Marie fortan für ihn überwachen sollte.

Hat sich Dubois unverhofft in eine Prostituierte verliebt, wie er versichert? Die Aussagen von drei Frauen, zu denen er im selben Zeitraum Beziehungen unterhält, weisen in eine ganz andere Richtung. Es ist dreimal dieselbe Geschichte: Am Anfang gibt sich Dubois charmant, doch sobald die Beziehung konkreter wird, beginnt der Psychoterror eines Maniacs, der die totale Unterwerfung fordert. Die drei Frauen, unter ihnen eine erfahrene Prostituierte,

Die Verwahrung ist keine Strafe, sondern einzig eine Massnahme zum Schutz der Gesellschaft.

te, können sich von ihm befreien. Übrig bleibt Marie, die Jüngste und Unerfahrenste. So gesehen, war sie wohl eher ein Zufallsoffer.

Am Samstag, dem 11. Mai, hat Marie die Nase voll. Nach einigem Hin und Her gibt sie ihm den Laufpass und sperrt den mittlerweile gewalttätigen Dubois auf ihren Chats. Doch so einfach wird man einen wie ihn nicht los. Wie eine Spinne hat er seine Beute umgarnt, ihren Bekanntenkreis und ihre Gewohnheiten ausgekundschaftet. Dubois drangsaliert Marie über eine Kollegin, sie blockt ab. Am Sonntag schickt er ihr eine letzte Message: «Bis bald.» Dann herrscht plötzlich Funkstille. Sein Therapeut, den er in diesen Tagen trifft, bemerkt nichts Alarmierendes. Ist es die Ruhe vor dem Sturm?

Wenn das Verbrechen an Marie die Wiederholung seines ersten Mordes war, muss man

davon ausgehen, dass der sadistische Plan längst in Dubois' kaputter Seele garte. Über diverse Kanäle versuchte er hartnäckig, aber erfolglos, sich eine Pistole zu beschaffen. Wo er sich in jenen Tagen aufhielt, lässt sich nur bruchstückhaft rekonstruieren. Der ansonsten so gesprächige Dubois verweigert in diesem Punkt jede Aussage. Alles, was weiterhelfen könnte – Computer, Handys, seine Go-Pro-Kamera – hat er nach der Bluttat versteckt oder vernichtet, samt den Datenträgern.

Tatsache ist: Am Montag, dem 13. Mai 2013 kauft Dubois um 18 Uhr 34 eine Taschenlampe, Klebband und Kabelbinder. Es sind die Utensilien, mit denen er Marie eine Stunde später vor dem Golfplatz in Payerne fesselt und knebelt. In der Nähe ihres Arbeitsplatzes hatte er Marie aufgelauret und sie nach dem Feierabend auf der abgelegenen Zufahrtsstrasse abgefangen.

Maries private Daten als Trophäe

Dass es nach dieser Entführung kein Zurück mehr gab, weder für ihn noch für sein Opfer, musste dem erfahrenen Täter Dubois von Anfang an klar gewesen sein. Ein «crime passionnel», ein Verbrechen im Affekt, wie es die Verteidigung geltend macht, sieht anders aus. Hätte eine Spaziergängerin Maries Schreie nicht zufällig gehört und die Polizei alarmiert, wäre man dem Täter kaum so schnell auf die Spur gekommen – und vielleicht auch gar nie.

Die Verteidiger von Claude Dubois liessen nichts unversucht, um die Ermittlungen und das Verfahren in Frage zu stellen. Das ist nicht nur ihr gutes Recht, sondern ihre heilige Pflicht. Ein besonderes Anliegen war für Dubois stets die Herausgabe der privaten Daten von Marie – E-Mails, Chats, Bilder, Telefonverbindungen –, die den Ermittlern vorlagen, die sie gegenüber ihm aber nicht offenlegten. Die Sache ging bis ans Bundesgericht.

An sich gehört der uneingeschränkte Zugang zu allen Ermittlungsakten zu den fundamentalen Grundrechten eines Angeklagten. Im vorliegenden Fall wurde es verweigert, mit gutem Grund. Denn es ist nicht ersichtlich, was die privaten Belange des Opfers zur Klärung von Dubois' Bluttat und seinem Motiv beitragen könnte. Die Dokumentation von Maries Intimsphäre wäre für den Psychopathen nicht mehr als eine makabre Trophäe gewesen, eine letzte Genugtuung, die man ihm nicht gewähren mochte.

Der Streit um die Akten zog sich durch den ganzen Prozess. Doch nicht nur in dieser Hinsicht hat Dubois das fragile Gerüst der Strafjustiz gnadenlos aufgezeigt und ausgereizt. Der Prozess in Lausanne drehte sich im Kern um ein Dilemma, mit dem sich der Rechtsstaat seit Jahren ausnehmend schwertut: die lebenslange Verwahrung. 2004 wurde diese Norm für gefährliche und nichttherapierbare Gewalttäter von Volk und Ständen angenommen. Angewendet wurde sie bislang aber nur in einem einzigen Fall, der allerdings nie bis vor Bundes-

gericht gelangte. Wird an Dubois, der sich selber als Opfer eines «politischen Prozesses» bezeichnet, nun das überfällige Exempel statuiert? Man kann sich allerdings mit dem Staatsanwalt auch fragen: «Wen will man denn sonst noch verwahren, wenn nicht Dubois?» Doch so einfach ist die Sache nicht.

Voraussetzung für die lebenslange Verwahrung (Art. 64^{bis} StGB) sind zwei psychiatrische Gutachten, die einen gefährlichen Gewalttäter als «dauerhaft» untherapierbar qualifizieren. Die Probleme beginnen schon damit, dass es in der Schweiz und erst recht in der Romandie nur wenige forensische Psychiater gibt, die zu einer derartigen Prognose überhaupt befähigt sind (den Beizug von Psychologen schliesst das Bundesgericht aus schwer nachvollziehbaren formalen Gründen aus). Wer sich schon einmal mit einem Täter befasst hat, scheidet zudem als befangen aus. Bei Rückfälltägern wie Dubois, die bereits mehrfach begutachtet wurden, wird der Kreis der geeigneten Experten ziemlich klein.

Die fünf Psychiater, die Claude Dubois bislang untersucht haben, gelangten zu vier verschiedenen Diagnosen. Vor allem bezüglich seiner Zurechnungsfähigkeit und des Krankheitswertes der seelischen Störungen gehen die Meinungen auseinander. Dass wir es mit einem gefährlichen Psychopathen zu tun haben, hat zwar keiner bestritten. Die Differenzen unter den Experten mögen akademischer Natur sein,

aber sie zeigen: Die Psychiatrie ist weit von einer exakten Wissenschaft entfernt. Ist es unter diesen Vorzeichen überhaupt möglich, einen Menschen abschliessend zu beurteilen?

Irreparable Fehlkonstruktion in der Seele

Im aktuellen Verfahren kamen der Neuenburger Psychiater Philippe Vuille und sein Solothurner Kollege Lutz-Peter Hiersemenzel einhellig zum Schluss, dass Dubois brandgefährlich bleibt und auf absehbare Zeit keiner Therapie zugänglich ist. Doch was heisst schon «absehbar»? Statistisch gesehen hat Dubois noch vierzig Lebensjahre vor sich, wie sein Verteidiger vorrechnete, vielleicht auch mehr. Kann man heute seinen Geisteszustand für das Jahr 2056 voraussagen? Die einen Forensiker sagen, der angeborene Charakter eines Psychopathen sei so unheilbar wie eine Paraplegie, keine Krankheit also, sondern eine irreparable Fehlkonstruktion in der Seele. Andere verweigern sich einer unbegrenzten Prognose. Vuille gehört zu Ersteren, Hiersemenzel zu Letzteren.

Das Unwiderrufliche ist uns fremd geworden in einer Zeit, in der die Wissenschaft fast täglich neue Wunder vollbringt, alles erscheint möglich. Richter tun sich instinktiv schwer damit, abschliessend über Menschen zu urteilen. Nur zu gut wissen sie, dass es immer wieder Justizirrtümer und Fehldiagnosen gegeben hat. Ewig ist im Leben nur der Tod, und die Todesstrafe

fordert heute in der Schweiz kaum jemand ernsthaft zurück. Ist die lebenslängliche Verwahrung, die «den allerletzten Hoffenschimmer nimmt», wie Dubois' Verteidiger monierten, nicht eine Todesstrafe auf Raten?

Die rhetorische Formel klingt gut, doch sie entlässt die Richter nicht aus ihrer Verantwortung. Ihre Richtschnur ist das Gesetz, gleichgültig, ob sie es für sinnvoll halten oder nicht. Die Verwahrung ist keine Strafe, sondern einzig eine sichernde Massnahme zum Schutz der Gesellschaft. Wenn die Juristen und Experten irren, können auch Unschuldige sterben. Die Menschenrechte gelten schliesslich nicht nur für Mörder, sondern auch für deren Opfer, für Marie, Adeline, Lucie, Pascale und wie sie alle heissen. Das Dilemma ist in Wirklichkeit eine Gleichung, eine simple Wahrscheinlichkeitsrechnung: Wie gross ist die Chance, dass ein ausgewiesener Psychopath vom Schlage eines Claude Dubois seinen kaputten Charakter eines Tages grundlegend ändern wird – und wie gross ist die Chance, dass er eines Tages wieder zuschlägt, wenn sich die Gelegenheit bietet?

Einen kleinen Spalt in Dubois' Zellentür liesse im Übrigen auch der Verwahrungsartikel offen: Sollten dereinst neue wissenschaftliche Erkenntnisse vorliegen, kann eine Freilassung geprüft werden. Nur läge es dann am Täter, seine Ungefährlichkeit zu beweisen. Das Urteil wird auf den 24. März erwartet. ○



THE LEAGUE OF
LEADING LADIES

CONFERENCE 2016

MARCH 31st & APRIL 1st

LIMITED TO 150 PARTICIPANTS
VICTORIA-JUNGFRAU
GRAND HOTEL & SPA INTERLAKEN

REGISTER NOW: 2016.LEAGUEOFFLEADINGLADIES.COM

THIS IS NOT A LADIES ONLY EVENT. GENTLEMEN ARE MORE THAN WELCOME.

WITH: Prof. Erin Meyer/USA, Sheila Lirio Marcelo/USA, Alfredo Häberli/ARG-CH, Alexa Clay/USA, Gina Domanig/USA-CH, Kamaleswari Lardi/MYS, Anu Elmer&Conny Scharfe/CH, Susanne Baumann/CH, Sonja Stirnimann/CH, Alberto Silini/CH, Pierre-Edouard Wahl/CH, Alain Visser/SWE



SMASH THE BOX
IF YOU CAN DREAM IT, YOU CAN DO IT

PRESENTING
PARTNERS:



LOCAL
PARTNERS:

SENSAI



CREDIT SUISSE

Im Sold der Grünen

Ein Zwischenfall im französischen AKW Fessenheim soll viel schlimmer gewesen sein als angenommen. So meldeten es zahlreiche Zeitungen und Fernsehsender. Die zuständigen Journalisten hatten dabei die Fakten nicht überprüft und willfährig falsche Aussagen verbreitet. Von Alex Reichmuth



Falsche Gerüchte: Gegner des AKW Fessenheim.

Franz Fischlin setzte eine besorgte Miene auf. «Das ist nicht gerade vertrauensbildend für die Atomkraft, was da in Frankreich offenbar passiert ist», verkündete der «Tagesschau»-Moderator am 4. März. «Die französische Atomaufsicht hat einen schweren Zwischenfall im AKW Fessenheim offenbar vertuscht.» Gemäss deutschen Medien sei die Situation im Kraftwerk «kurzfristig nicht mehr unter Kontrolle gewesen», so Fischlin. Der anschliessende Beitrag machte weis, die Gefährlichkeit eines Störfalles vor zwei Jahren sei erst jetzt publik geworden, «weil den Medien ein Brief der französischen Atomaufsicht zugespielt worden ist».

Aufgebracht hatten die Vorwürfe zuvor die *Süddeutsche Zeitung* und der Westdeutsche Rundfunk (WDR). Von einer «Abfolge von technischem Versagen und Chaos, die es so in der Region selten gegeben hat», schrieb die SZ über den Zwischenfall im April 2014. Das Kraftwerk habe damals nur mit einer «Bor-Notabschaltung» heruntergefahren werden können. «Atom-Unfall offenbar vertuscht», meldete der WDR. Der Vorfall könnte «einer der dramatischsten AKW-Unfälle in Westeuropa gewesen sein». Beide Medien zitierten Manfred Mertins, einen deutschen Experten für Reaktorsicherheit, der von einem «sehr ernstem Ereignis» sprach. «Mir ist kein Fall

bekannt, wo ein Leistungsreaktor hier in Westeuropa störfallbedingt durch Zugabe von Bor abgefahren werden musste», so Mertins.

Brief steht seit zwei Jahren im Internet

Anschliessend berichteten zahlreiche Schweizer Medien in gleicher Manier. Von einem «schweren Zwischenfall», der «gravierender als bisher angenommen» gewesen sei, schrieb der *Tages-Anzeiger*. Die *Basellandschaftliche Zeitung* sprach von einem vertuschten «Beinahe-GAU in Fessenheim». Erneut wurde Manfred Mertins zitiert.

Mit einer kurzen Recherche aber hätten die Medienschaffenden herausfinden können, dass von Verheimlichung keine Rede sein kann. Der angeführte Brief ist ein Schreiben der französischen Atomaufsicht ASN an die Kraftwerksbetreiber, das kurz nach dem Vorfall 2014 im Internet aufgeschaltet wurde und dort jederzeit eingesehen werden konnte.

In diesem Schreiben sind alle Informationen angeführt, die nun als neu herumgeboten werden: Bei Wartungsarbeiten im nichtnuklearen Teil von Kraftwerkblock 1 drang damals Wasser in Schaltschränke ein und setzte eines der beiden Notabschaltsysteme ausser Betrieb. Vorschriftsgemäss entschloss sich die Belegschaft, den Reaktor abzustellen. Mangels Not verzichtete sie auf eine Schnellabschaltung

und entschied, die Steuerstabgruppen nacheinander in den Reaktor einzufahren. Laut dem Schreiben zeigte sich dann, dass sich die Steuerstäbe dazu nicht manövrieren liessen. Also speiste die Mannschaft Bor ein und drosselte so die Leistung des Reaktors.

Die ASN klassierte den Zwischenfall als «Störung» – die unterste Stufe auf der internationalen Skala für sicherheitsrelevante Vorfälle in Atomanlagen. Die Gefahr eines schweren Zwischenfalls bestand gemäss ASN nicht – denn die Belegschaft hätte alternativ jederzeit von Hand eine Notabschaltung auslösen können. Die Steuerstäbe fallen dann durch ihr Eigengewicht in den Reaktorkern und stoppen die Kernspaltung innert Sekunden.

Entsprechend stellte Sophie Letournel eine Notlage in Abrede. Laut der Regionalchefin der ASN Strassburg waren die Betreiber jederzeit im Rahmen der normalen Verfahren geblieben, um die Situation zu managen. Die Einspeisung von Bor zur Bremsung der Kettenreaktion sei «ein normaler Vorgang und hat nichts mit einer Notsituation zu tun», betonte auch der deutsche Kernenergie-Spezialist Walter Tromm gegenüber *Spektrum der Wissenschaft*. Gemäss Tromm hat zudem eine Beurteilung nach dem Vorfall ergeben, dass die Steuerstäbe auch für die sukzessive Drosselung funktionstüchtig gewesen wären.

Dass Manfred Mertins als einziger Experte von einer «akuten Gefährdung für die Bevölkerung» sprach, ist hingegen kaum ein Zufall: Mertins steht regelmässig im Sold der Atomgegner. Ende letzten Jahres veröffentlichte er ein Gutachten zu den Risiken des AKW Fessenheim – bezahlt von den deutschen Grünen. Das Kraftwerk sei «eine grosse Gefahr für die Region», lautete das Fazit. Ende Februar publizierte Mertins ein weiteres Gutachten zum französischen Kernkraftwerk Cattenom, das ebenfalls nahe der deutschen Grenze steht. Auch dieses Kraftwerk erfülle wichtige Sicherheitsanforderungen nicht, war sein Schluss – sehr zur Freude seiner Auftraggeber, der deutschen Grünen.

Insgesamt berichteten die meisten Medienschaffenden über den Vorfall wie PR-Beauftragte der Anti-Atom-Lobby: Sie schrieben von vertuschten Informationen, obwohl diese längst öffentlich waren. Sie sprachen von einer Gefahr und beriefen sich einzig auf einen Experten, der den Atomkraftgegnern zudient. Sie verbreiteten falsche Gerüchte, ohne diese nur im Ansatz überprüft zu haben. ○

Gegen den Willen des Parlaments

Die ehemalige Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf hat bei den OECD-Verhandlungen zur Abschaffung des Bankkundengeheimnisses die zuständigen Kommissionen nicht konsultiert. Jetzt befasst sich die Geschäftsprüfungskommission mit dem Rechtsbruch. *Von Florian Schwab*

«Illegales Tun, irreführende Auskünfte» – die Vorwürfe, welche die *Basler Zeitung* im letzten Oktober an die Adresse von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) erhob, wiegen schwer: Bei allen wesentlichen Verhandlungen zur Abschaffung des Bankkundengeheimnisses habe das Finanzdepartement das Parlament nicht einbezogen. Ein Sprecher des Staatssekretariats für internationale Finanzfragen hatte den Verfasser des Artikels regelrecht angeschwindelt und behauptet, das Parlament sei «konsultiert» worden. Auch der Bundesrat versicherte im Herbst auf eine Anfrage von Nationalrat Thomas Matter (SVP) treuherzig: Bei den Abkommen mit Partnerstaaten über den automatischen Informationsaustausch von Bankkundendaten (AIA) habe der Bundesrat die Kommissionen «konsultiert». Dabei hatte Matter explizit nach den OECD-Verhandlungen gefragt und nicht nach nachgelagerten bilateralen Gesprächen.

Das Sekretariat der zuständigen Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) sah sich zur Klarstellung genötigt: Vor den OECD-Verhandlungen hätten «keine Konsultationen» im Sinne des Parlamentsgesetzes stattgefunden. Tatsächlich vermerken die Kommissionsberichte keine solchen, bevor 2012 die Gruppenanfragen ins OECD-Musterabkommen geschrieben wurden. Keine Konsultationen gab es gemäss den WAK-Berichten auch vor der Annahme des automatischen Informationsaustauschs im Juli 2014, der Anerkennung gewisser Steuerdelikte als Vortaten zur Geldwäscherei oder der Verabschiedung des Aktionsplans gegen «Base Erosion and Profit Shifting» (BEPS) im Bereich der Unternehmenssteuern letzten Herbst.

Dabei ist die Rechtslage eindeutig: «Der Bundesrat konsultiert die für die Aussenpolitik zuständigen Kommissionen zu wesentlichen Vorhaben [...] sowie zu den Richt- und Leitlinien zum Mandat für bedeutende internationale Verhandlungen, bevor er dieses festlegt oder abändert», heisst es im Parlamentsgesetz. In der juristischen Lehre bestehen kaum Zweifel darüber, dass es sich bei den Konzessionen, die die Schweiz im Rahmen der OECD gemacht hat, um solch «wesentliche Vorhaben» oder «bedeutende internationale Verhandlungen» handelt. In einem Fachaufsatz legt der Tessiner Rechtsanwalt Francesco Naef dar, dass die Abkehr von jahrelang gepflegten Grundsätzen ein «wesentliches Vorhaben» sei, zu dem das Parlament selbstverständlich zu konsultieren sei.

Also lautet der Befund: Der Bundesrat hat in den Verhandlungsmandaten weitreichende Zugeständnisse gegenüber der OECD gemacht, ohne auch nur ein einziges Mal die für die internationale Steuerpolitik zuständigen Kommissionen (Aussenpolitische Kommission des Ständerats und Kommission für Wirtschaft und Abgaben des Nationalrats) zu fragen. Stattdessen ignorierte Widmer-Schlumpf das Parlament und überfuhr es gar gezielt, wie ein Vorgang aus dem Jahr 2012 zeigt. So entbrannte am 5. März im Parlament eine Debatte um Gruppenanfragen beim Doppelbesteuerungsabkommen mit den USA. Die Finanzministerin sah sich genötigt, dem Nationalrat zu versichern, dabei sei das «aktive schuldhaft Verhalten des Informationsinhabers eine Voraussetzung». Im Klartext: Wenn einer Bank nicht nachgewiesen werden kann, dass sie planmässig die Steuerhinterziehung gefördert hat, gibt es keine Gruppenanfrage.

USA als Lehrmeister

Zwei Wochen später, bei der Sitzung der Arbeitsgruppe 10 des Fiskalkomitees der OECD vom 21. März 2012, hob die Schweiz brav die Hand, als die OECD Gruppenanfragen ohne Vorbehalt beschloss. Der helvetische Vertreter unternahm nicht den müdesten Versuch, den Willen des Parlaments zur Geltung zu bringen. Ein Jahr später winkten National- und Ständerat das an diesen OECD-Standard angepasste

Steueramtshilfegesetz durch. Andernfalls hätten Bestrafungsaktionen gedroht.

So viel exekutive Parlamentsverachtung hat nun ein Nachspiel. Zwar hat es die WAK des Nationalrats im Dezember abgelehnt, in der Angelegenheit die Geschäftsprüfungskommission (GPK) einzuschalten. Diese wird nun aber von sich aus aktiv. Präsident Alfred Heer (SVP) bestätigt auf Anfrage: «Der Sachverhalt liegt bei mir auf dem Tisch. Ob Handlungsbedarf besteht, muss die Subkommission entscheiden, an welche ich das Dossier weiterleiten werde.»

Wie man sich als Parlament gegenüber seiner Regierung Respekt verschaffen kann, hat in der Zwischenzeit das US-Parlament gezeigt: Die Präsidenten der zuständigen Kommissionen in Senat und Repräsentantenhaus haben dem Finanzminister im Sommer einen gemeinsamen Brief geschrieben. Darin machen sie ihn im Zusammenhang mit dem BEPS-Projekt der OECD darauf aufmerksam, dass nicht die OECD Gesetzgeber sei, sondern die Volksvertreter. Als Konsequenz konnte die US-Delegation bei OECD-Schlussberichten in weiten Teilen nicht zustimmen, wie dies der Regierung Obama vorgeschwebt hatte. So konnten wesentliche BEPS-Bestandteile nicht zum internationalen Standard erhoben werden, sondern wurden zu unverbindlichen Empfehlungen degradiert. – Die USA als Lehrmeisterin in der Frage, wie man eigenmächtige Finanzbeamte in die Schranken weist – das entbehrt aus Schweizer Sicht nicht einer gewissen Ironie. ○



Weitreichende Zugeständnisse: alt Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf.

Ende der Wahlmüdigkeit

Wie ein Meteorit hat der Wahlerfolg der Alternative für Deutschland in der politischen Landschaft eingeschlagen. Die etablierten Parteien suchen nach Erklärungen. Sie möchten weiterhin daran glauben, dass es keine Alternative zu ihnen gibt. *Von Wolfgang Koydl*



Mehr als ein politisches Erdbeben: AfD-Politiker Gauß, Meuthen, Petry, Junge (v.l.).

Die DDR war der einzige Staat des ehemaligen Ostblocks, der sich den Luxus eines breitgefächerten Mehrparteiensystems leistete: Neben der alles beherrschenden Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) gab es Liberale, einen Bauernbund, eine CDU und sogar Nationaldemokraten. Eigenständig waren diese Parteien freilich nicht. Sie marschierten stramm in Reih und Glied in einem einheitlichen Block nach der Pfeife der Genossen. Der Volksmund verspottete sie daher als «Blockflöten».

Die DDR-Bürger hätten es sich wohl nicht träumen lassen, dass es mehr als ein Vierteljahrhundert nach der Wende wieder Blockparteien geben würde. Denn beim dominierenden politischen Thema der ungebremsten Migration marschieren alle im Bundestag vertretenen politischen Gruppen nach einer Pfei-

fe, egal, ob sie in der Regierung sitzen oder in der Opposition: Eine Frau gibt Takt und Ton an – Bundeskanzlerin Angela Merkel.

Alle Parteien? Nein. Die Alternative für Deutschland (AfD) widersetzt sich den Flötentönen, und bei den Wahlen in den Bundesländern Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Sachsen-Anhalt am vergangenen Sonntag konnte sie einen satten Lohn für ihre Beharrlichkeit einstreichen. Nicht mehr nur im Osten Deutschlands laufen ihr die Wähler in Scharen zu. Auch immer mehr Westdeutsche gelangen zu der Einsicht, dass die junge Protestpartei die einzige Alternative zum Berliner Polit-Einpotf bildet.

Pfeifen im Wald

Zweistellige Wahlergebnisse aus dem Stand, im Wirtschaftswunderlände Baden-Württem-

berg noch vor der SPD, im linken Stammland Sachsen-Anhalt zweitgrößte Fraktion vor den Altkommunisten und fast auf Augenhöhe mit der CDU. Dazu hat sie mehr als ein Dutzend Direktmandate erobert – der Goldstandard des deutschen Wahlrechts, den ausser den (ehemaligen) Volksparteien so gut wie keine andere politische Kraft je erreicht hat: Wer den Durchmarsch der AfD als politisches Erdbeben bezeichnet, macht sich der Untertreibung verdächtig. Die Partei hat in der politischen Landschaft eingeschlagen wie ein Meteorit: *Deep Impact in Merkelland.*

Als der Hamburger Wirtschaftsprofessor Bernd Lucke die Partei 2013 gründete, wählte er den Namen als bewusste Provokation und Antwort auf Merkels tollkühne Behauptung, dass es zu ihrer Politik der Euro-Rettung keine Alternative gebe. Dass sich die AfD allerdings so

schnell und so deutlich als Alternative zum gesamten etablierten Parteiensystem der Bundesrepublik durchsetzen würde, hätte sich selbst Lucke nie träumen lassen. Er ist längst auch nicht mehr Teil davon. Im Richtungsstreit mit Frauke Petry und anderen Mitgliedern verliess er die AfD und gründete eine neue Partei mit Namen Alfa. Bei den jüngsten Wahlen landete diese mit weniger als einem Prozent Stimmenanteil auf einem Omega-Platz.

Es ist Petry und ihrem Vize Alexander Gauland zu verdanken, dass die AfD schneller als andere die Sprengkraft der Migrationsfrage erkannt und thematisiert hat. In einem öffentlichen Klima, in dem auch nur der leiseste Zweifel an der Richtigkeit der Politik der offenen Tür für Hunderttausende Fremder von Politikern, Pfarrern und Publizisten unisono mit der Nazikeule niedergeknüppelt wird, blieb den Wählern nur noch eine Wahl, um sich Gehör zu verschaffen: Zur Alternative für Deutschland gab es keine Alternative.

Dass Christlich- und Sozialdemokraten sowie die Grünen dies auch nach dem Wahlschock vom Sonntag noch nicht zu verstehen scheinen, zeugt vom Grad ihrer Borniertheit. Die ersten Reaktionen sprachen Bände: Die Union verbarrikadierte sich erst mal im Adenauer-Haus, die SPD verbat sich Fragen von Journalisten auf ihrer «Pressekonferenz». Ganz offenkundig hat man in Berlin noch nicht einmal ansatzweise das Ausmass der Abstrafung durch den Wähler begriffen. Stattdessen regieren Selbstbetrug und hartnäckiges Pfeifen im Wald: Die politische Klasse verhält sich wie ein Kind, das sich laut plärrend die Finger in die Ohren steckt, um ja nichts Unangenehmes zu hören.

Gehen wir das Schlamassel im Einzelnen durch. Die Grünen feiern mit dem baden-württembergischen Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann den Sieg eines Politikers, den sie bis vor kurzem nach Herzenslust als Schwarzen im Tarngrün verunglimpften, weil der gütige Landesvater schon immer eher in den Zweireiher als in die Latzhose passte. Die Lobeshymnen auf «Kretsch» übertönen den Schrecken, dass die Grünen in Rheinland-Pfalz und Sachsen-Anhalt um ein Haar unter die Guillotine der Fünf-Prozent-Klausel gerutscht wären.

Die SPD wiederum hält sich am Wahlsieg ihrer Spitzenkandidatin in der Regierungskanzlei von Mainz fest. Geflissentlich verdrängt sie dabei, dass es Malu Dreyer nur gelang, das schlechteste Ergebnis der Sozialdemokraten in ihrem ehemaligen Stammland knapp zu halten. In den beiden anderen Ländern hingegen klammerten sich die Genossen mit weissen Knöcheln an der Zehn-Prozent-Marke fest, den tiefen Keller einstelliger Wahlresultate unter den Füissen. Volkspartei geht anders.

Angela Merkels Christdemokraten haben gar nichts, an dem sie sich festhalten oder gar aufrichten können. Sie haben in allen drei Ur-

nengängen verloren; in zwei Fällen verzockten sie sogar binnen eines halben Jahres einen zehnpromzentigen Vorsprung in der Wählergunst. Wie sie das schafften? Mit Hilfe ihrer Bundesvorsitzenden Merkel. Deren Satz «Wir schaffen das» öffnete die Falltür unter den hochgesteckten Ambitionen der Wahlkämpfer in Stuttgart und Mainz.



Ausgehebelt: CDU-Mitglieder am Wahltag.



«Nicht zugehört»: Bundeskanzlerin Merkel.

Wie tief die Partei Helmut Kohls die politische Mimikry in Bezug auf die Konkurrenz verinnerlicht hat, zeigten die Reaktionen ihres Spitzenpersonals: Die Erfolge des Grünen Kretschmann und der Sozialdemokratin Dreyer zeigten doch, dass Angela Merkel als Siegerin aus diesen Wahlen hervorgegangen sei, verkündete etwa Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen mit einer Dreistigkeit, die wohl selbst jemanden wie Donald Trump erröten liesse. Zur Erinnerung: Die Kanzlerin gehört – nominell? – der Union an. Immerhin bestätigte von der Leyen damit, was viele Deutsche ohnehin schon lange wissen: Die bunten Bilder auf der Verpackung besagen gar nichts mehr, in jedem Päckchen steckt dasselbe Sosenpulver.

Von der Leyen und andere versuchten zu argumentieren, dass Grüne und Sozis gewonnen

hätten, weil sie sich hinter Merkels Flüchtlingspolitik stellten. Dass passt nun wiederum nicht zum Narrativ, dass die Wahlen keine Abstimmung über diese Politik gewesen seien. Und es erklärt nicht, weshalb Grüne und Sozialdemokraten anderswo vom Wähler abgewatscht wurden, obwohl sie doch ebenfalls der Kanzlerin den Rücken stärkten. Aber für viele Deutsche sind all die Erklärungen, Begründungen und Relativierungen ohnehin in den Wind gesprochen. Das Vertrauen in diese Art von Politik ist zum Teufel.

Protest garantiert

Das ist der Grund, weshalb sich die AfD mit der – von ihr mit zweifelhaftem Zungenschlag «Alt-Parteien» genannten – Konkurrenz nicht gemeinmachen will. Sie sieht sich dezidiert als Opposition, als demokratisches Regulativ zu den Identikit-Parteien. «Keiner von uns will einen Posten oder eine sogenannte Verantwortung haben», teilte Partei-Vize Gauland schon am Wahlabend mit. Die AfD erfüllt damit den Auftrag ihrer Wähler: Die stimmten für eine Protestpartei, und protestieren wird die AfD in den Landtagen.

Damit stärken die gewohnheitsmässig als undemokratisch geschmähten AfDler ganz nebenbei ein Grundprinzip der Demokratie, das in den Zeiten der ganz, ganz grossen Berliner Konsenskoalition ausgehebelt wurde: die Kontrolle der Regierenden. Noch einen

Die Wähler stimmten für eine Protestpartei, und protestieren wird die AfD in den Landtagen.

weiteren Dienst erwies die Partei der Demokratie: Keine andere Partei mobilisierte mehr Nichtwähler und brachte sie wieder an die Urne. In allen drei Bundesländern schoss die Wahlbeteiligung in die Höhe, sogar im notorisch wahlfaulen Osten.

Was hatten sich doch Union und Sozialdemokraten die Köpfe zerbrochen, wie man der grassierenden Wahlmüdigkeit im Land Herr werden könnte. Was hatte man nicht alles für tolle Einfälle – von einer allgemeinen Wahlpflicht bis hin zu verbraucherfreundlichen Wahlkabinen neben der Supermarktkasse. Auf das Nächstliegende kamen sie nicht: Nur wenn ein Bürger sieht, dass er mit seiner Stimme wirklich etwas verändern kann, macht er von seinem Wahlrecht auch Gebrauch.

Bis jetzt deutet nicht viel darauf hin, dass Deutschlands neue Blockparteien Konsequenzen aus ihrer Schmach ziehen werden. Oder doch? Bei den Landtagswahlen habe es Menschen gegeben, die «haben gar nicht zugehört», sagte die Bundeskanzlerin am Tag danach. Das müsse sich ändern. Kein Grund zur Vorfreude. Sie meinte nicht die eigenen Leute. Sie meinte die verstockten Wähler. ○

«Wir sollten Europa nicht kaputtreden»

Die Flüchtlingskrise könne nur gemeinsam gelöst werden, sagt der ehemalige deutsche Bundespräsident Christian Wulff. Europa bleibe eine Verheissung für eine bessere Zukunft. Die Integration der Muslime werde gelingen. *Von Philipp Gut*

Herr Wulff, Deutschland wirbelt gerade wieder ganz Europa durcheinander. Stichwort: Flüchtlingspolitik. Welche Ziele und Motive beobachten Sie hinter dem Handeln der deutschen Regierung?

Europa zeichnet sich durch Weltoffenheit sowie klare Regeln aus – und beides gilt es zu verteidigen. Offene Grenzen innerhalb Europas gehören dazu, wobei sich alle, die nach Europa kommen, nach unseren Werten zu richten haben: der Menschenwürde, der Gleichheit von Mann und Frau, der Religionsfreiheit. So, wie die Schweiz immer wieder Fremde integriert und zu guten Schweizern gemacht hat, so wird auch die Europäische Union manchen Verfassungspatrioten gewinnen, der aus der Ferne zu uns kommt. Andere werden zurückkehren, um ihre Heimatländer aufzubauen oder weil sie keinen Asylanspruch haben. Kurz: Ich teile das Anliegen der Deutschen, dass die Grenzen innerhalb Europas offen bleiben, voll und ganz. Doch die Aussengrenzen müssen geschützt werden.

Die «Willkommenskultur» von Kanzlerin Angela Merkel sandte ein anderes Signal aus: Wer kommen wollte, konnte kommen, unbesehen davon, wer er war und ob er überhaupt ein Recht auf Asyl hatte.

Es war eine humanitäre Entscheidung, die Menschen, die vor den Zäunen und innerhalb Europas gestrandet waren, als Flüchtlinge zu behandeln. Dass weitere Massnahmen dem nachfolgen müssen, war allen klar, und das passiert jetzt ja auch.

Die Situation hat sich seither nicht verbessert, der Sturm auf die Grenzen hält an, etwa in Mazedonien.

Die Kontrolle gehört an die Aussengrenzen Europas. Grenzen wieder innerhalb Europas zu errichten mit Zäunen und Stacheldrähten – das wird zu enormen Schäden führen für die Wirtschaft und die Abkommen von Schengen und Dublin untergraben. Wir haben europäische Verträge, und die gelten: das heisst, Registrierung an der Grenze zu Europa.

Bleiben wir noch einen Augenblick beim folgenschweren Vorpreschen der Kanzlerin: Hat Deutschland da in Ihren Augen als souveräner Akteur und Taktgeber gehandelt oder eher als Gefangener der eigenen Geschichte?

Die Deutschen sind proeuropäisch, sie wissen, dass sie den Weg über Europa be-

schreiten und nicht in Nationalismus zurückfallen wollen. Wir können uns nicht abschotten und in eine nur vermeintlich schöne Vergangenheit fliehen. Frau Merkel hat das Verhalten der Ungarn, die ihre Grenzen dichtmachten, kritisch gesehen und einen anderen Akzent setzen wollen – einen europäischen Akzent.

Sie nehmen Ihre Parteikollegin Merkel verständlicherweise in Schutz. Aber Hand aufs Herz: Halten Sie den Zickzackkurs der Kanzlerin in der Asylpolitik auch für richtig?

Ich bin gegen diese Polarisierung, die in die Debatte eingeführt wird, und setze mich dafür ein, dass wir als Europäer die Herausforderung gemeinsam lösen. Ich war im Flüchtlingslager Zaatari in Jordanien, da sind 90 000 Flüchtlinge untergebracht, mitten in der Wüste. Ich habe grössten Respekt vor Jordanien und dem Libanon, die mit fünf Millionen Einwohnern über eine Million Flüchtlinge bei sich beherbergen. Bei 500 Millionen Europäern kann ich nicht verstehen, dass uns drei Millionen Flüchtlinge in dieser Art und Weise überfordern sollen. Wenn wir die Krise gemeinsam lösen wollen, schaffen wir das auch. Die Frage ist, ob jeder nur an sich selber denkt oder ob die Mehrheit in Europa ans Ganze denkt.

Die Wähler goutieren die Asylpolitik der Kanzlerin offensichtlich nicht. Wie sollte die CDU nach den Verlusten vom Wochenende reagieren? Wie lautet Ihre Antwort an die siegreiche AfD?

Ich teile weder die Euphorie noch die Feststellung in Ihrer Frage. Die Ministerpräsidenten, die sich hinter die Kanzlerin und ihre Flüchtlingspolitik gestellt haben, haben zugelegt und bleiben im Amt. Dass in einer solchen einzigartigen Situation der letzten Monate eine neue Partei mit Ängsten spielt und in die Parlamente einzieht, war zu befürchten. Jetzt werden sie Stimmung gegen Muslime machen, und alle Menschen müssen sich entscheiden, wohin wir wollen. Ich führe die Auseinandersetzung gerne. Für mich ist die Religionsfreiheit eine zivilisatorische Errungenschaft. Und es bleibt auch festzuhalten, dass mehr als 85 Prozent der Bevölkerung in den drei Bundesländern nicht für die AfD gestimmt haben.

Die Flüchtlingskrise befeuert die Diskussion über die Zukunft der EU. Manche Staaten, wie jüngst Österreich, nehmen das Heft

wieder in die eigene Hand. Mit einem Rückfall ins Zeitalter des überbordenden Nationalismus hat das doch nichts zu tun. Entdecken die Nationalstaaten nicht einfach wieder, dass sie für ihr Tun und Lassen letztlich selbst verantwortlich sind?

Ich sehe da keinen Widerspruch. Die deutschen Standortvorteile wie Föderalismus, kommunale Selbstverwaltung, ein starker Mittelstand, duale Berufsausbildung, ein familienbetriebsfreundliches Steuerrecht – nichts von all dem, was unser Land ausmacht, haben wir in Europa aufgeben müssen. Aber die grossen Fragen der Zukunft – militärische Sicherheit, Grenzsicherung, Terrorbekämpfung, Währungs- und Finanzpolitik – werden entweder auf europäischer Ebene gelöst, oder wir werden scheitern. Es ist doch absurd, sich vorzustellen, dass man etwa den IS-Terrorismus vor allem auf nationaler Ebene bekämpfen will, wo doch die Terroristen quer durch Europa unterwegs sind. Man kann es auch nicht den einzelnen Staaten allein überlassen, die Aussengrenzen zu sichern, Länder wie Griechenland müssen wir unterstützen. Ich sehe den Nationalismus in Frankreich, Italien und auch zum Teil in Deutschland als sehr problematisch, und wir sollten uns wieder an die grossen Europäer wie Churchill, Adenauer, De Gasperi, de Gaulle oder Kohl erinnern und dieses Europa weiterbauen.

Gerade Leute, welche die Integration stärken wollen, setzen auf das Konzept eines «Kerneuropa», weil es sonst nicht vorwärtsgehe. Teilen Sie diese Ansicht?

Wir haben ja jetzt durch die Verhandlung mit Grossbritannien deutlich gemacht, dass keiner gezwungen wird, in den Euro-Raum zu gehen. Die können ihr Pfund behalten. Aber der Vereinigungsprozess soll so attraktiv werden, dass möglichst viele Länder in der Vertiefung mitmachen möchten. Brüssel wird oft zu Unrecht kritisiert, man erhält fast den Eindruck, die Leute würden aus Europa flüchten. Meine Wahrnehmung ist eine umgekehrte: Die Menschen strömen aus aller Welt nach Europa, weil sie uns als Hort der Stabilität und der Sicherheit und als Verheissung einer besseren Zukunft sehen. Wir sollten dieses Europa, das die Welt faszinierend findet, nicht kaputtreden.

Als Bundespräsident haben Sie einmal gesagt: «Der Islam gehört zu Europa.» Was meinen Sie damit?



«Hort der Stabilität»: ehemaliger Bundespräsident Wulff.

Ich habe damals am Tag der Deutschen Einheit gesagt, dass das Christentum und das Judentum zweifelsfrei zu Deutschland gehören und Deutschland geprägt haben, dass aber inzwischen auch der Islam zu Deutschland gehört. Wir haben in Europa vierzehn Millionen Muslime, in Deutschland sind es drei Millionen, und die gehören selbstverständlich mit ihrer Religion dazu und sind bei uns willkommen, wenn sie die Gesetze achten. Für mich geht es um eine Grundsatfrage: Können wir der Welt zeigen, dass es bei uns ein friedliches Miteinander von Moscheen, Synagogen und christlichen Kirchen gibt? Wenn dies auch bei uns scheitert, dann wird es, glaube ich, überall scheitern. Dann droht die Konfrontation der Kulturen und der Religionen, die wir in Europa bereits überwunden haben. Nach den blutigen Auseinandersetzungen zwischen evangelischen und katholischen Mächten, zwischen Christen und Juden mit Völkermord und

millionenfacher Judenvernichtung sollte klargeworden sein, dass sich der Staat herauszuhalten hat aus Glaubensfragen. Er muss den Bürgern die Freiheit lassen, die Religion ihrer Wahl auszuüben.

Bereits gibt es allerdings Parallelgesellschaften, das Recht gerät unter Druck.

Parallelgesellschaften dürfen nicht akzeptiert werden. Nach meiner Überzeugung ist Multikulti, also ein beliebiges Nebeneinanderleben, gescheitert. Aber Multikulturalismus, verstanden als ein gleichberechtigtes Miteinander von Menschen, die sich in verschiedenen Kulturen zu Hause fühlen, die aber gemeinsame Werte verbinden, bleibt das Gebot der Stunde: Es geht darum, Vielfalt zu organisieren, nach gemeinsamen Regeln und auf Grundlage einer freiheitlichen Verfassung. Ich bleibe optimistisch: Diese Form von multikulturellem Zusammenleben wird gewinnen. Gesellschaften, die sich abzuschotten versuchen, werden scheitern, weil sie

auch nicht innovativ sind. Das zeigt die Weltgeschichte. Wollen Sie Christen und Juden wieder trennen? Wie vor Jahrzehnten, als die Christen aus der Türkei auf den Balkan kamen und die Muslime vom Balkan in die Türkei umgesiedelt wurden? Wollen wir wieder trennen nach Ethnien? Nach Religion? Wollen wir 1,6 Milliarden Muslime dort und 2,3 Milliarden Christen hier? Oder wollen wir zeigen, dass wir es zusammen schaffen?

Sie kennen Angela Merkel sehr intim. Sie ist bekannt als Virtuosin der Macht, aber das kann ja nicht alles sein. Worin liegt die tiefere Motivation für ihre Politik und den enormen Gestaltungswillen, den sie an den Tag legt? Was treibt sie letztlich an?

Sie fragt danach, was langfristig gut ist für Deutschland – und nicht, was gerade ankommt. Sie verspricht nichts, was sie nicht halten kann. Sie lässt nur Erwartungen zu, die sie auch erfüllen kann. Das ist ihr Erfolgsrezept.

Wie ist sie als Person?

Extrem klug und dem Gegenüber zugewandt. Sie ist eine faszinierende Gesprächspartnerin.

Sie haben sich durch die Medienkampagne, die 2012 zu Ihrem Rücktritt geführt hat, gezwungenermaßen viele Gedanken über den Journalismus gemacht. Journalisten sollten zuspitzen, aber nicht, um jemanden zu erstechen, fordern Sie. Es bleibt doch aber eine der vornehmsten Aufgaben der Medien, den Mächtigen kritisch auf die Finger zu schauen.

Kritisch ist völlig okay und notwendig! Aber es gibt eben auch Auswüchse und Machtmissbrauch. Dieser ging in meinem Fall am Ende sogar so weit, dass man mit rechtswidrigen Mitteln die Staatsanwaltschaft dazu bewegte, meine Immunität aufheben lassen zu wollen, und dass man geheime Informationen veröffentlicht hat.

Sie möchten die Macht der Medien einschränken?

Ich sehe keine sinnhaften Kontrollmechanismen für die Presse. Journalisten müssen sich nicht wählen lassen, und sie werden von niemandem kontrolliert. Die Presse kann sich nur selbst kontrollieren. Sie muss einen Kodex haben. Der Verbraucher hat allenfalls die Chance, Medien, die ständig überziehen, nicht mehr zu lesen und nicht mehr zu kaufen. Ich treffe noch heute jede Woche Leute, die mir sagen, sie bezögen diese oder jene Zeitung nicht mehr, weil sie damals so mit mir umgegangen sei. Da stellt sich der Journalismus selbst ein Bein.

In Deutschland macht der Begriff der «Lügenpresse» Karriere.

Dieser Begriff ist scharf zurückzuweisen, weil er überhaupt nicht differenziert. Und weil er aus undemokratischen Zeiten stammt, in denen Stimmung gemacht wurde gegen die freie Presse und die demokratische Gesellschaft. Eine freie Presse gehört aber zu einer offenen, pluralen Gesellschaft.

«Es wird einen zweiten Deal geben»

Gerald Knaus berät verschiedene Akteure in der Flüchtlingskrise. Der Deal mit der Türkei geht dem Chef der Europäischen Stabilitätsinitiative (ESI) nicht weit genug. Er erwartet eine weitere Abmachung, damit noch mehr Flüchtlinge aufgenommen werden können. *Von Boris Kálnoky*



«Koalition der Willigen»: gekentertes Flüchtlingsboot in der Ägäis.

Ein Syrer für einen Syrer? Gemäss Informationen in den Medien sieht der geplante Flüchtlings-Deal der EU mit der Türkei vor, jeden in Griechenland gestrandeten Syrer in die Türkei zurückzuschicken – und im Gegenzug käme ein anderer Syrer aus der Türkei direkt in die EU. Diese Interpretation des sogenannten türkischen Vorschlags sei «ein Kommunikationsfehler», widerspricht Gerald Knaus. Knaus muss es wissen: Der Gründer und Leiter der Europäischen Stabilitätsinitiative (ESI) berät verschiedene Akteure in der Flüchtlingskrise. Viele Details im sogenannten türkische Vorschlag gehen auf seine E-Mails und auf seine

Powerpoint-Präsentationen in Ankara, Berlin, Brüssel und Athen zurück.

Ende der Flüchtlingskrise?

Gemäss Knaus werde im Hintergrund bereits «intensiv» über eine viel radikalere Lösung verhandelt, nämlich dass die EU oder eine «Koalition der Willigen» Hunderttausende Flüchtlinge zusätzlich übernimmt, ungeachtet der «eins zu eins»-Formel. «900 Menschen pro Tag» sei ein Limit, das oft erwähnt werde, so Knaus – unabhängig davon, ob und wie viele Syrer nach Griechenland übersetzen. Das seien 330 000 im Jahr; eine Zahl, die Europa

verkräften könne und die Türkei wirklich entlaste.

Am 18. März soll entschieden werden. Als Gegenleistung erhält die Türkei sechs Milliarden Euro, Visa-Freiheit für türkische Staatsbürger und erreicht die Öffnung von fünf Kapiteln in den EU-Beitritts-Verhandlungen. Zudem soll die EU eine Sicherheitszone auf syrischem Gebiet gutheissen. Das ist der bekannte Teil des Plans. Interessanter ist, was nicht bekannt ist. Bereits der bekannte Teils des Plans stiess auf Kritik. Die Uno und Menschenrechtsorganisationen halten es für illegal, Asylsuchende zurück in die Türkei zu schicken. Zypern weigert

sich, weitere Kapitel in den Beitrittsverhandlungen zu öffnen. Frankreich will nichts von Visa-Freiheit hören. Ungarn droht mit dem Veto. Andere Kritiker befürchten einen institutionalisierten Zufluss an Flüchtlingen ohne Ende. Befürworter dagegen schwärmen vom «Durchbruch» und von einem baldigen Ende der Flüchtlingskrise.

Von den ersten Vorschlägen der ESI bis zum anstehenden EU-Gipfel war es ein langer Weg. Knaus präsentierte sein Hauptargument erstmals im vergangenen September: Es sei technisch unmöglich, die Schengen-Aussengrenzen zu schützen, erklärte er. Dies, weil es zwischen der Türkei und grenznahen griechischen Inseln keine internationalen Gewässer gebe. Die Inseln seien zu nah an der türkischen Küste, dort gehe türkisches Hoheitsgebiet direkt in griechisches über. Wenn die Türkei die Flüchtlingsboote nicht stoppt, sind deren Insassen in der EU, sobald sie eine imaginäre Linie auf dem Meer überqueren, und müssen gemäss Seefahrtskonventionen gerettet werden. In der Folge unterstehen sie EU-Recht und können Asyl beantragen. Knaus' Lösung: Die Türkei muss Europa schützen. Die EU müsse im Gegenzug Flüchtlinge direkt aus der Türkei aufnehmen. «500 000», schlug Knaus damals vor.

In der Parteileitung der CDU war man zunächst nicht begeistert. In Gesprächen (denen der Schreiber im Herbst 2015 beiwohnte) hielten es manche Parteifunktionäre für vermessend, dass Knaus sein Konzept «Mer-



«900 Menschen pro Tag»: ESI-Chef Knaus.

chenland. Weil dann aber kaum noch jemand nach Griechenland gelangen dürfte und die Türkei nur für jeden dort ankommenden Syrer einen anderen in die EU schicken würde, wäre am Ende nur von «Tausenden, vielleicht Zehntausenden» Syrern die Rede, wie kürzlich auch die türkische Regierung sagte. Und weil dies keine Entlastung für die Türkei darstellte, ist parallel dazu eine Umsiedlung von Hunderttausenden geplant.

Während dieser wesentliche Teil des Plans noch nicht publik ist, sind andere, bereits veröffentlichte Aspekte Augenwischerei. Etwa die Idee, die EU solle eine Sicherheitszone auf syrischem Gebiet unterstützen. Das geht nur, wenn eine Partei in Syrien einmarschiert. Die USA und Russland sind strikt dagegen. Die Türkei ihrerseits würde gerne eine solche Zone als Keil zwischen den beiden von Kurden kontrollierten Gebieten im Norden Syriens sehen. Aber im Alleingang traut sie sich nicht, und niemand wird mitmachen. «Ich gehe davon aus, dass dieser Passus in den Vorschlägen mehr Symbolpolitik der Türken ist», sagt Knaus.

Dreifacher Widerspruch

Auch der Vorschlag, neue Kapitel in den EU-Beitritts-Verhandlungen aufzuschlagen, ist leeres Gerede. «Das wird nicht klappen, da Zypern blockiert», sagt Knaus. Vielleicht blockieren auch Frankreich oder Ungarn. Knaus ist trotzdem für mehr Druck auf Zypern, etwa durch Griechenland, dessen Eigeninteresse es sein muss, den Flüchtlingsstrom zu stoppen. Aber letztlich werde es mit der Öffnung neuer Kapitel keinen realen Fortschritt geben.

Ebenfalls sinnlos: die geplante Stärkung von Frontex. Die europäische Grenzschutzagentur könne die griechische Grenze wegen der geografischen Gegebenheiten nicht sichern. Hilfreicher wäre die Integration europäischer Asylbeamter in die griechischen Behörden, denen dafür die personellen Kapazitäten fehlen. Und erst nach Bearbeitung der Asylanträge und deren Ablehnung – weil die Türkei als sicherer Drittstaat eingestuft wird – können die Flüchtlinge zurück in die Türkei gelangen.

Drei Widersprüche prägen die derzeit diskutierten Vorschläge:

1 — Geeintes Europa: Im Kern geht es darum, die EU zusammenzuhalten, die an der Krise zu scheitern droht. Knaus sagt, dies könne nur klappen, «wenn Deutschland führt», als Vorreiter einer «Koalition der Willigen» zur massenhaften Aufnahme von Flüchtlingen. Nur koppelt sich diese Gruppe letztlich von der EU ab. Die Rettung der EU gerät dadurch zu einer Aktion, die nur gelingen kann, wenn man dabei auf die EU verzichtet. Knaus hält Kanzlerin Merkel zwei schwere Fehler vor. «Sie hat zu lange gewartet, hat zunächst die EU verhandeln lassen, statt selbst zu führen.» Und: «Sie hat sich für eine Quotenlösung zur Umverteilung von Flüchtlingen in der EU eingesetzt.» Beides tat sie im Sinne einer europäischen Lösung. Knaus ist aber überzeugt, dass es eine solche nicht geben kann. Eine Umverteilung wird am Widerstand vieler EU-Länder scheitern, aber auch an der Entschlossenheit der Flüchtlinge, die auf keinen Fall etwa in Bulgarien landen wollen. Wenn europäische Lösungen an Europa scheitern, ist das kein gutes Zeichen für die EU.

2 — Europäische Werte: Wenn in einer Frage des Asylrechts, also der Menschenrechte, die EU die Türkei zum Retter in der Not erhebt – ein Land, das Zeitungen schliesst, kritische Journalisten verfolgt, Krieg gegen die eigene Bevölkerung führt, die Justiz drangsalieren, grundlegende Menschenrechte missachtet –, dann verliert die EU viel an Glaubwürdigkeit. Wer nur leere Phrasen drischt, wenn die Türkei gegen Verfassungsgericht und Medien vorgeht, der wird es schwerer haben, selbst eine unabhängige Justiz und unabhängige Medien zu schützen.

3 — Starkes Europa: Ein häufig genannter Grund, warum «mehr Europa» nötig ist, lautet, dass nur ein geeintes Europa in einer globalisierten Welt ein einflussreicher Akteur bleiben kann. Im Widerspruch dazu macht man sich nun in der Flüchtlingskrise von der Türkei abhängig, findet allein keinen Ausweg. Einfluss sieht anders aus. «Selbst wenn vieles scheitern kann und manches kaum lösbar ist, kann es trotzdem die bestmögliche Lösung sein», sagt Knaus. ○

«Selbst wenn manches kaum lösbar ist, kann es trotzdem die bestmögliche Lösung sein.»

kel-Plan» getauft hatte, weil er meinte, die Umsetzung könne nur unter deutscher Führung gelingen. Auch von der Visa-Liberalisierung für Türken, einem zentralen Element des Plans, waren nicht alle angetan. Was, wenn der Kurdenkonflikt in der Türkei Hunderttausende Kurden mit türkischem Pass nach Europa treibt?

Inzwischen sind viele Flüchtlinge nach Deutschland gekommen und viele Wähler zur Alternative für Deutschland (AfD) übergelaufen. Knaus präsentierte seine Ideen unermüdlich bei allen relevanten Regierungen, Diplomaten und Institutionen. Sein Plan wurde so zunächst tatsächlich zum Merkel-Plan, denn Deutschland machte sich dafür stark. Dann wurde er zum EU-Plan. Und jetzt ist eine Variante davon zum Davutoglu-Plan geworden.

Diesen findet Knaus im Prinzip gut. Die Sogwirkung Griechenlands auf Flüchtlinge werde abnehmen. Denn wer nach Griechenland gehe, müsse in die Türkei zurückkommen und sich dort für das geplante Umsiedlungsprogramm hinten anstellen. Mit anderen Worten: Es wird leichter sein, aus einem türkischen Lager nach Europa zu kommen als über Grie-



Verurteilt für sein politisches Scheitern: Brasiliens Ex-Präsident Lula da Silva.

Lula, gefallener Held

Die Schlinge zieht sich um den Hals von Luiz Inácio Lula da Silva, Held des Volkes, Vater der Armen, Freund der Reichen, Sexsymbol der europäischen Linken. Das ist eine traurige Angelegenheit.

Von Ruedi Leuthold

Im Jahr 2011 beendete Lula seine achtjährige Präsidentschaft in Brasilien mit rekordhoher Zustimmung von 87 Prozent. Er war so populär, dass sein Fingerzeig genügte, um der Wählerschaft die Nachfolgerin beliebt zu machen: seine Stabschefin Dilma Rousseff.

Am 4. März 2016, morgens um sechs Uhr, holten Polizisten den Ex-Präsidenten aus seinem Haus im Arbeiterviertel zum Zwangsverhör. Dreieinhalb Stunden lang befragten sie ihn zu seinem inzestuösen Verhältnis mit den grössten Generalunternehmen des Landes. Die hatten nicht nur den Wahlkampf von Lulas Arbeiterpartei mit Millionen unterstützt, sie hatten auch für Reden des prominenten Politikers bezahlt, die niemand je gehört hatte, und sie waren so grosszügig gewesen, für Umbauten und Kücheneinrichtungen aufzukommen in Anwesen, die der ehemalige Dreher und Gewerkschafter benutzte oder zu benutzen plante.

Die umstrittene Vorladung gab Lula Gelegenheit, noch einmal das ganze Repertoire seiner faszinierenden Persönlichkeit vorzuführen. Er gab seine Lieblingsnummer, das verfolgte Opfer, dem eine arrogante Elite den Aufstieg missgönnt. Er spielte den hemdsärmeligen Arbeiter, der diese verrottete Sippe mit einem Kraftwort in den Senkel stellt. Er bot seinem Publikum den verschmitzten Spitzbuben dar, der eine Fünf gerade sein lässt, wenn es der guten Sache dient. Er setzte sich auf das hohe Ross des Politikers, der mehr geleistet hat für das Land als jeder andere Präsident zuvor. Und mit einem Faustschlag auf den Tisch versprach er, nicht aufzugeben, sondern wieder auf die Strasse zu gehen, wenn es sein müsse, schon morgen.

Aber Lula ging nicht auf die Strasse, sondern nach Brasilia, wo er, echte Verzweiflung im Gesicht, seine mitgefährdeten politischen Weggefährten umarmte, die ihm rieten, in die Immu-

nität eines Ministerpostens zu entfliehen, um den Klauen der elitären Justiz zu entkommen.

Die Staatsanwälte werfen Lula vor, an der Spitze einer kriminellen Vereinigung zu stehen, die über Jahre hinweg das staatliche Ölunternehmen Petrobras ausbeutete und damit Parteien, Politiker, Funktionäre und Unternehmen begünstigte. Lula habe von dieser verbrecherischen Struktur selber direkt und indirekt profitiert.

Verrat und Selbstüberschätzung

Seit zwei Jahren sind die Staatsanwälte in der Operation «Lava Jato» daran, ein Korruptionssystem aufzudecken, mittels dessen dem staatlichen Ölkonzern durch Überfakturierung und Schmiergeldzahlungen zwei Milliarden Dollar entzogen wurden. Bislang wurden 67 Personen zu insgesamt 925 Jahren und elf Monaten Gefängnis verurteilt. Darunter Lulas ehemaliger

Stabschef. Darunter einige der mächtigsten Arbeitgeber des Landes, die, wie unterdessen belegt worden ist, zwischen ein und drei Prozent des Wertes ihrer staatlichen Aufträge als Schmiergeld und Wahlkampfgelder an die Regierungspartei und ihre Koalitionspartner zurückerbalderten. Darunter nahe Freunde des Ex-Präsidenten. Einige der Verurteilten haben vom Angebot der Justiz Gebrauch gemacht, ihr Wissen gegen Strafminderung auszuverkaufen. Zu ihnen gehört der ehemalige Senatssprecher der Arbeiterpartei, der jetzt angibt, Lula habe sich das Schweigen einiger seiner verhafteten Drahtzieher mit Geld erkaufen.

Es sieht nicht gut aus für Lula. Bis heute hat er nicht erklärt, weshalb all die Unternehmen, deren Direktoren im Gefängnis sitzen, es sich angeeignet haben liessen, die Wohnstätten des illustren Bürgers zu verschönern. Noch weniger, wie seine Söhne, auch im Visier der Justiz, zu Millionären wurden.

Jetzt sitzt auch noch sein Wahlkampfleiter in Untersuchungshaft. Und wenn sich Marcelo Odebrecht, Ex-Präsident des grössten Bauunternehmens des Landes, eben im Rahmen des Petrobras-Skandals zu neunzehn Jahren Gefängnis verurteilt, doch noch entschlossen sollte, sich über all die Offshore-Gesellschaften auszusprechen, die seine Branche mit der regierenden verbinden ...

Wie auch immer der juristische Strick beschaffen sein wird, den ihm seine rechtlichen Verfolger drehen – verurteilt wird Lula für sein politisches Scheitern. In der Politik sind Verrat, Opportunismus und Selbstüberschätzung keine Verbrechen. Es sei denn, sie führen ein Land ins Elend.

Als Lula 2003 beim vierten Anlauf zum Präsidenten gewählt wurde, fand er einen aufgeräumten Laden vor. Sein Vorgänger hatte die Inflation bekämpft und ein Sozialhilfeprogramm geschaffen, das von Lula ausgebaut wurde. Im Verlauf seiner achtjährigen Präsidentschaft vervierfachten sich die Rohstoffpreise, und damit konnte es sich der Arbeiterpräsident leisten, grosszügig Almosen zu streuen. Seine Umverteilungsprogramme, auch wenn sie nach Wahlhilfe rochen, veränderten Brasilien. Zum ersten Mal fühlte sich die Mehrheit der armen Bevölkerung von einer Regierung ernst genommen. Mit diesem politischen Kapital machte Lula sich von der eigenen Partei unabhängig, die sich den Klassenkampf und die Bekämpfung der Korruption auf ihre Fahne geschrieben hatte. Die Armen, wusste Lula, wollten keine Revolution, sondern ein Auto, ein Häuschen und eine Kreditkarte. Automobilindustrie und Baufirmen erhielten Steuererleichterungen, die Kunden lockende Abzahlungsverträge, und die Banken machten Gewinne. Um ihre Vorlagen im Parlament durchzubringen, kaufte sich die Regierung die fehlenden Stimmen mit fetten monatlichen Überweisungen (Mensalão). Als der Skandal 2005 aufflog, vergoss Lula ein paar

Tränen und gab an, er sei von den eigenen Genossen verraten worden.

Aber das Modell eines linksnationalistischen Populismus, alimentiert von Unternehmen, die von Staatsaufträgen profitieren, war gefunden, und Lula verfeinerte es. Rings um die staatliche Ölgesellschaft Petrobras wollte er eine eigene starke Industrie aufbauen, Ölfunde in der Tiefe des Ozeans verstärkten die Euphorie. Brasilien war ein Fest. China kaufte Rohstoffe, die Armen konsumierten. Lula verlangte einen Sitz im Sicherheitsrat der Uno, bekam immerhin die Fussball-WM 2014. Brasilianische Unternehmer bauten, mit subventioniertem Geld der brasilianischen Entwicklungsbank, eine Metro in Panama, eine Eisenbahn in Argentinien, ein Elektrizitätswerk in Peru, einen Hafen in Kuba. Der staatlich gelenkte Versuch in Sachen Imperialismus drang bis nach Afrika vor. Über versteckte

Zum ersten Mal fühlte sich die arme Bevölkerung von einer Regierung ernst genommen.

Konten zahlten die beteiligten Unternehmen ihre Extrasteuer, das Schmiermittel für die politische Absicherung des grossen Traums von Lula: Brasilien zu einer Weltmacht zu machen.

Traum ohne Gerüst

Mit 50 000 zusätzlichen Beamten hatte Lulas Arbeiterpartei die Verwaltung aufgebläht. Sie alle träumten mit und labten sich an den Zinsen. Aber keiner war fähig, dem Traum ein solides Gerüst zu verschaffen. Die Apparatschiks, die in die Ölgesellschaft Petrobras eingeschleust wurden, erfüllten erfolgreich eine alte Vorgabe von Che Guevara: Mit Fehlkäufen und überteuerten Investitionen zerstörten sie eine kapitalistische Organisation von innen heraus. Hochmütig hatte die Regierung beschlossen, dass nur Petrobras das Öl, ein paar tausend Meter unter dem Meeresspiegel entdeckt, an die Oberfläche pumpen dürfe. Dabei war die Gesellschaft technisch gar nicht in der Lage, den ganzen Schatz zu heben.

Als China den Husten bekam, als die Rohstoffpreise sanken und sich die Mehrheit der brasilianischen Haushalte längst verschuldet hatte, predigte Dilma Rousseff, Lulas Nachfolgerin, noch immer den Konsum, subventionierte das Benzin, die Elektrizität, beförderte den Bau von noch mehr Autos, für die sie versäumt hatte, Strassen zu bauen. Die Wahlen 2015 gewann sie knapp mit der schrillen Warnung, ihre Gegner würden dem Fest ein Ende bereiten. Das Fest war längst zu Ende.

Brasilien lebt eine nie gesehene Krise. Im letzten Jahr gingen anderthalb Millionen Arbeitsplätze verloren, dieses Jahr werden weitere 700 000 hinzukommen. Die Inflation beträgt über zehn Prozent, Gesundheits- und Bildungswesen befinden sich in einem katastro-

phalen Zustand. Teilstaaten wie Rio de Janeiro können kaum noch die Löhne ihrer Beamten bezahlen. Die Regierung von Dilma Rousseff ist zu isoliert, um fällige Reformen durchzuführen, die dringende Sanierung des Haushalts wird von ihrer eigenen Partei sabotiert.

Die Präsidentin ist in erschreckendem Mass unfähig, einen Diskurs zu finden, der das Geständnis eigener Fehler einschliesst und einen Weg in die Zukunft aufzeigt. Sie wird das Erdbeben, das die Operation «Lava Jato» auslöste, kaum überleben.

Lula, der kleine Arbeiter und grosse Fantast, glaubt noch immer, er werde wegen seines Traumes von einem besseren Brasilien verfolgt. Und nicht deshalb, weil er damit kläglich scheiterte. Doch seine Leute, die er von Armen zu Konsumenten machte, haben jetzt Bankschulden und haben alle Illusionen verloren. Mit ihrer Wut wächst die Popularität des rechtsextremen Abgeordneten Jair Bolsonaro, der sich eine Militärdiktatur zurückwünscht, die Homosexualität auf den Konsum von Drogen zurückführt und den Arbeitslosen das Stimmrecht nehmen will. Auch er wird bei den nächsten Wahlen, wann immer sie stattfinden werden, eine Rolle spielen.

Und deshalb ist es so traurig, mitanzusehen, wie sich die Schlinge um den Hals von Luiz Inácio Lula da Silva schliesst, der ein grosses Herz besass und ein noch grösseres Maul. ○

DACH AUF-LOS GEHT'S!
Tessin erleben
 in einem unserer charmannten
 Benvenuti Hotels

4 für 3 Nächte inklusive Frühstücksbuffet
 Halber Tag Mythos Cabriolet mit unserem
 Guestcar Fiat 500

Eintritt für eine botanische Weltreise
 auf den Brissago-Inseln

*besonders
 bemerkenswert*

BENVENUTI | Ascona
 HOTELS ★★★★★ | Locarno

benvenuti.ch

«Angst vor dem Absturz»

Ihre Jobs sind in China, ihre Kinder bei der geschiedenen Frau, ihre Hoffnungen sind begraben: Für Amerikas zornige weisse Männer ist der American Dream ausgeträumt. Ihre neue Heilsfigur heisst Donald Trump, wie der Soziologe Michael Kimmel weiss. Von Wolfgang Koydl und Kellenberger Kaminski (Bild)

Ein wenig wie ein *Schlufi* kommt er schon daher, mit wirrem Haar, in alten Jeans und ausgeleiertem Pulli. So, wie man sich den New Yorker Stadtneurotiker vorstellt, den Woody Allen einst verewigt hat. Michael Kimmel ist gerade in Zürich angekommen, der Jetlag sitzt ihm noch in den Knochen. Er ist tatsächlich ein typischer Ostküsten-Intellektueller, was ihn zum Exoten bei seinen Studienobjekten machte: der vom sozialen und wirtschaftlichen Abstieg getroffenen männlichen weissen Mittelklasse. «Ich bin dein schlimmster Albtraum», so stellte er sich bei den Recherchen zu seinem Bestseller «Angry White Men» einer Gruppe von Neonazis im US-Hinterland vor, «ein jüdischer Intellektueller und Feminist aus New York.» Sie bewiesen Sinn für Humor: Lachend schlugen sie ihm auf die Schulter und fingen an zu plaudern.

Sie bündeln einige recht unterschiedliche Gruppen in Ihrem Buch «Angry White Men»: geschiedene Väter, die ums Sorgerecht kämpfen, Arbeitslose, Massenmörder, Neonazis. Was ist der gemeinsame Nenner?

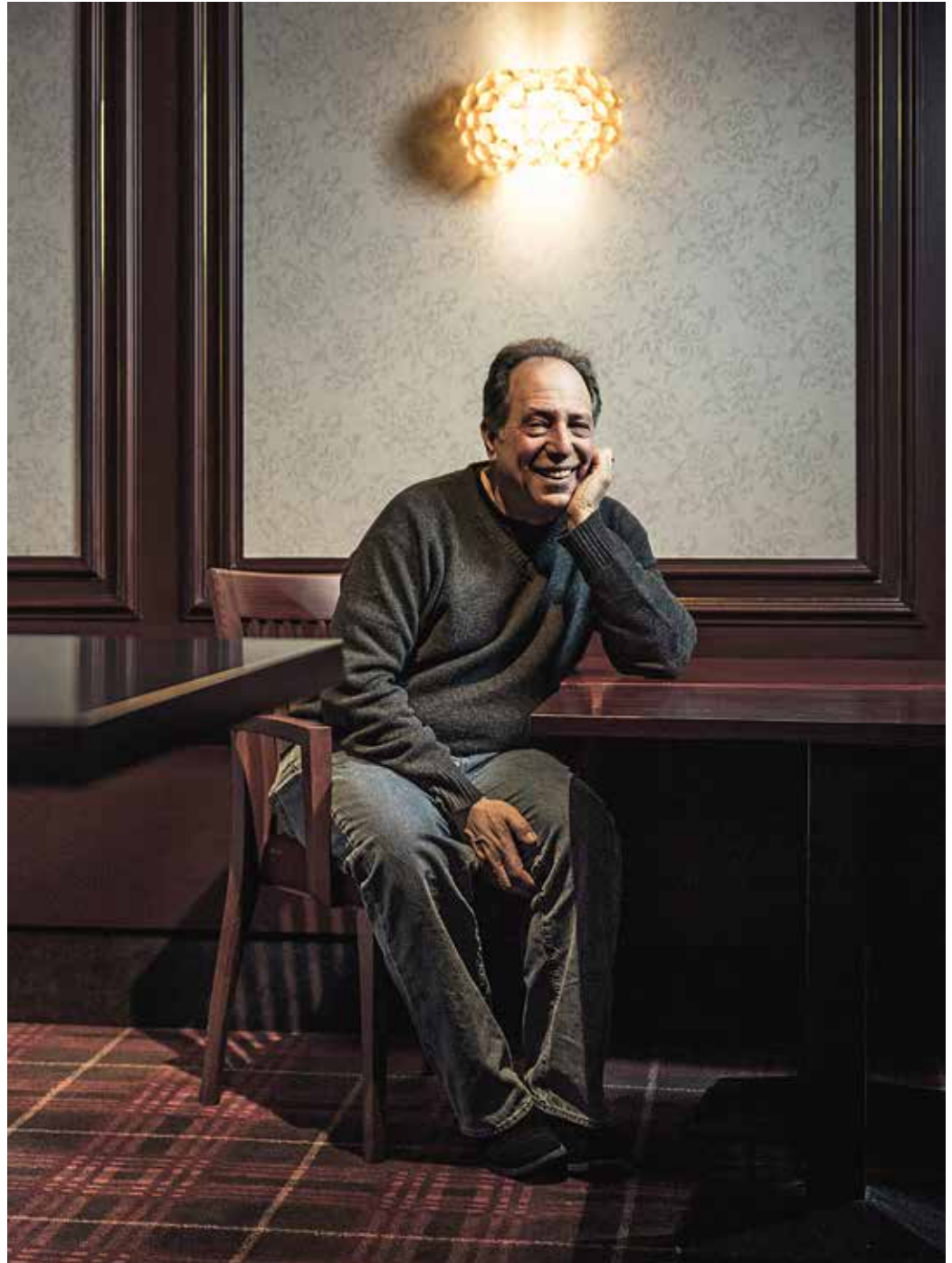
«Gekränktes Anspruchsdenken» – für mich der Schlüsselbegriff überhaupt. Sicher, es gibt auch zornige schwarze Frauen und verärgerte Lesben und Schwule. Aber die haben nicht diese historisch gewachsene Überzeugung, dass ihnen jemand «ihre» Jobs weggenommen hat, «ihre» Position in der Gesellschaft, «ihren» Zugriff auf Frauen und deren Körper. Das sieht man nur bei weissen Männern. In gewisser Weise haben sie eine nostalgische Sichtweise, so wie in der TV-Serie «Mad Men».

«Mad Men» spielt in den sechziger Jahren. Seitdem hat sich die Welt doch nicht nur für weisse Männer aus der Mittelklasse verändert?

Die Gruppe, die ich beschreibe, ist eigentlich recht klein. Die meisten anderen Männer können heute mit der Vorstellung grösserer Gleichheit von Mann und Frau am Arbeitsplatz oder zu Hause recht gut umgehen. Die meisten jungen Männer erwarten, dass sie fantastische Väter sein werden, viel besser in der Vaterrolle als meine Generation – nicht zu reden von der meines Vaters.

Wie gross ist denn diese Gruppe der zornigen weissen Männer?

Sie ist bedeutsam, aber ihre Zahl nimmt ab und nicht zu.



«Rasse ist für uns gleich Klasse»: Soziologe Kimmel.

Haben Sie eine Prozentzahl?

Das hängt davon ab, mit wem Sie sprechen. Alarmisten sagen: «Mein Gott, all diese Leute.» Es ist ein wenig wie mit Pegida in Deutschland. Sie können entweder sagen: «Das ist die neue nationalsozialistische Bewegung», oder: «Das sind ein paar hundert Männer, die einmal die Woche in Dresden auf die Strasse gehen.» Sie sind keine Mehrheit

der deutschen Männer. Aber sie sind wichtig, weil sie uns etwas mitteilen: nämlich, dass weisse Männer, die sich sozial im Abstieg wähnen, zornig sind und dass sie sich politisch mobilisieren lassen.

Das bringt uns direkt zum amerikanischen Wahlkampf.

Ich habe mein Buch 2013 veröffentlicht. Heute schreibt mir jeden Tag irgendein

Journalist, der das Buch jetzt entdeckt hat. Sie sagen nur zwei Worte: «Donald Trump. – O mein Gott, du hast ja ein Buch über ihn und seine Wähler geschrieben.»

Sind die Sorgen der potenziellen Trump-Wähler nicht berechtigt? Sie schreiben, dass sich das Realeinkommen in den USA seit Jahrzehnten nicht verändert hat.

Ich empfinde Sympathien für diese Männer. Man kann nicht sagen: «Hör mal, deine Gefühle sind falsch.» Aber man kann sagen: «Deine Analyse, weshalb du dich so fühlst, könnte falsch sein.» Ich verstehe, dass sie erwarteten, den verdienten Lohn für harte Arbeit zu erhalten. Heute sagt man ihnen: «Sorry, diese Belohnung gibt's nicht.» Wir in Amerika bieten unseren Arbeitern praktisch kein soziales Netz. Sie arbeiten vierzig Jahre für eine Firma, und ihre gesamten Rentenansprüche liegen im Pensionsfonds dieser Firma. Die sagt jetzt: «Es tut uns leid, wir können dir das Geld nicht auszahlen. Pech gehabt. Deine Rente ist gestrichen.»

Welche Rolle spielt Trump?

Trump spricht das direkt an. Er sagt: «Wir waren grossartig, jetzt geht es uns elend. Wir sind zwar Verlierer, aber wir haben ein Recht, gross zu sein. Wir müssen wieder Sieger sein.» Solche Sprüche kommen an.

Jeder würde ausrasten, wenn ihm seine Ersparnisse praktisch geklaut werden.

Ich sage diesen Männern, dass sie recht haben, wütend zu sein. «Aber waren es Lesben und Schwule, die euch faule Kredite angedreht haben? Waren es Feministinnen, die eure Jobs nach China verschoben haben? Ihr habt recht, wütend zu sein – aber ihr schickt eure Post an die falsche Adresse.»

Welches wäre die richtige Adresse?

Hier kommen rechte Medien und vor allem konservatives Talk-Radio ins Spiel. Ich nenne es Wutradio: 24 Stunden, sieben Tage in der Woche lenken sie Schmerz und Zorn der Leute auf die falschen Ziele. Die richtige Adresse für den Zorn wären die Unternehmer, die Industrie, die Banken.

Letztlich also eine Klassenfrage. Warum ist das den Amerikanern nicht bewusst?

Das ist das Geheimnis Amerikas. Rasse ist für uns gleich Klasse. Wenn ich mich für städtische Armut interessiere, hört man heraus: «Er spricht über Schwarze.» Unterstütze ich die Mittelklasse, hört man: «Er spricht über Weisse.» Wir glauben, dass wir eine Nation der Mittelklasse sind. Jeder gehört dazu, sogar die reichsten Amerikaner sind so betrachtet Mittelklasse. Die *New York Times* ging mal ernsthaft der Frage nach, wie man mit 500 000 Dollar im Jahr in New York überleben kann. In Europa gibt es traditionelle Parteien, die auf Klassen fussen. Unsere Parteien beruhen in vielen Punkten auf Rasse. Die weisse Arbeiter-

klasse wird durch Rassenfragen mobilisiert, nicht durch Klassenfragen.

Wird sich das nie ändern?

Wir haben unser Möglichstes getan, die Arbeiterbewegung in den USA zu vernichten. Heute gehören nur noch siebzehn Prozent der Beschäftigten einer Gewerkschaft an.

Es gibt niemand, der sagt: «Wir sind für den Arbeiter, egal, welche Hautfarbe er hat?»

Nein.

Ist nicht Trump der Sprecher des arbeitslosen weissen Mannes?

Trump verkörpert drei Dinge: den charismatischen Leader, auf den die Leute alles Mögliche projizieren können. Solchen Leadern lässt man auch Dummheiten durchgehen. Zum Zweiten ist er Anführer einer populistischen Bewegung. Populismus ist keine Ideologie, sondern eine Emotion, ein Gefühl von Empörung und Wut. Populismus kann links sein oder rechts, erst der Anführer gibt ihm eine Richtung. Zum Dritten verkörpert er einen seltsamen antiglobalistischen Nationalismus – globale wirtschaftliche Dominanz bei gleichzeitiger politischer Isolation: «Jeder wird uns fürchten, aber zugleich werden wir uns total von der Welt zurückziehen.»

Spricht Trump nicht auch antikapitalistische Instinkte an, etwa wenn er gegen die Wall Street wettet?

Das ist der Punkt, an dem alles auseinanderfällt, wenn man nach Logik sucht. Trump ist ein reicher Mann. Zugleich kandidiert er gegen die Wall Street. Und es funktioniert.

Zurück zu den zornigen weissen Männern, die vor den Trümmern ihres Lebens stehen.

Ist der amerikanische Traum tot?

Er ist nicht tot, wir glauben weiter an ihn. Aber die Wahrscheinlichkeit, dass er sich

Wenn mein Sohn «Mad Men» schaut, ruft er: «Dad, die rauchen im Aufzug! War das wirklich so?»

erfüllt, wird immer geringer. Es gab ja schon früher Zweifel. Nehmen Sie nur all die amerikanischen Kultromane, «Der grosse Gatsby», «Citizen Kane» oder Figuren wie Gordon Gekko: Sie alle beschreiben, dass sich der amerikanische Traum letztlich als Schwindel erweist, sobald er sich erfüllt.

Trotzdem glauben Amerikaner immer noch mehr an den Aufstieg vom Tellerwäscher zum Millionär als Europäer.

Europa hat ein soziales Netz, da können sich die meisten Leute entspannt zurücklehnen. Die Amerikaner sind überzeugt: «Mit meinem Fleiss, meinem Talent kann ich so weit aufsteigen, wie ich will. Ich bin nicht wie Europäer gebunden an meine Herkunft, meine Familie.» Das bedeutet aber auch: «Wenn ich falle, wird mich nichts und niemand auffangen.» Was Amerikaner antreibt, ist daher

weniger die Lust am Aufstieg als die Angst vor dem Absturz. Wir wissen, dass wir über Nacht alles verlieren können. Das ist es auch, was Trump anspricht: «Okay, ihr habt alles verloren, aber jetzt holt es euch zurück.» Das macht die Menschen wütend und hoffnungsvoll zugleich.

Sie unterstellen weissen Männern «gekränktes Anspruchsdenken»; fördern nicht Frauenquoten oder die gezielte Förderung von Minderheiten ebenfalls dieses Gefühl?

Doch. Ich glaube, wir sehen gerade, wie sich gekränktes Anspruchsdenken unter Schwarzen oder Frauen verbreitet, die glauben, sie hätten Rechte nur deshalb, weil sie schwarz oder weiblich sind. Man kann diese Entwicklung vor allem an Universitäten beobachten. Gekränktes Anspruchsdenken scheint sexy zu sein – und vor allem ansteckend.

Sie schreiben, dass die «Ära unbestrittener und unangefochtener männlicher Vorrechte [...] vorbei» sei. In der islamischen Welt, in China, Afrika, Russland ist das nicht der Fall.

Ich gebe zu, dass mein Buch ein amerikanisches Buch ist. In gewisser Hinsicht ist es aber auch ein europäisches Buch. Sowohl in den USA als auch in Europa geniessen wir mehr Geschlechtergleichheit denn je in unserer Geschichte. Und wir werden das Rad nicht zurückdrehen. Frauen werden nicht plötzlich sagen: «Oh, Arbeit, Wahlrecht, Autofahren – wer braucht das denn?»

Aber das Rad kann von anderen zurückgedreht werden: In Deutschland beginnen Frauen, sich anders zu kleiden, um nicht von Muslimen belästigt zu werden.

Diese Furcht gibt es. Aber das Schlüsselwort in meinem Satz heisst «unbestritten». Kein Mann kann sich Vorrechte herausnehmen, ohne dass dies angefochten oder hinterfragt wird. Ich behaupte nicht, dass wir schon am Ziel angekommen sind. Aber wir sind weit fortgeschritten. Ich kannte noch Don Drapers Welt. Wenn mein siebzehnjähriger Sohn «Mad Men» schaut, ist er entgeistert: «Dad, die rauchen im Aufzug. Sie trinken schon am Morgen. Was sind das für Leute. War das wirklich so?» Die Männer seiner Generation werden Väter sein, die ihre Grossväter nicht erkennen würden.

In Ländern wie Rumänien, Russland oder im Nahen Osten lebt Don Drapers Welt fort. Wie wollen Sie da eine Brücke schlagen?

Dazu gibt es zwei Denkschulen – eine amerikanische und eine europäische. Die amerikanische geht davon aus, dass diese Länder durch die Kräfte des Marktes so werden wie wir. Je mehr Handys und Flachbildschirme sie kaufen, desto mehr werden sie auch unsere Werte kaufen. Die Europäer gehen die Frage pädagogischer an. Diese Völker müssen gebildet, erzogen werden. Letztlich aber führt die Globalisierung dazu, dass wir einander in vielerlei Hinsicht ähnlich werden. ○

Ein ganzer Mann

Für nichts, was der Mann am Körper trägt, ist er bereit, so viel Geld auszugeben wie für Uhren. Was macht die noblen Zeitanzeiger für Männer so unwiderstehlich?

Von *Claudia Schumacher*

Es ist nicht nur eine Frage des Stils. Der Unterschied fällt buchstäblich ins Gewicht: Eine diamantbesetzte Platin-Rolox hängt schon einmal ein Viertelkilo schwerer am Handgelenk als eine federleichte Patek Philippe, gemacht aus dem reinen, so markentypischen Understatement – wohlgemerkt: ein Understatement für um die 30 000 Franken aufwärts.

Was fasziniert insbesondere Männer an Uhren, und was macht die Uhr mit dem Mann? Warum sind gerade auch die sparsamen, bescheidenen Schweizer so verliebt in die luxuriösen Statussymbole und bereit, horrenden Summen für sie auszugeben?

«Natürlich hat die Technik einer Patek Philippe mit mehreren Komplikationen, also mit diversen Zeitfunktionen wie einer Datumsrepetition oder einem ewigen Kalender, auch ihren Preis in der Herstellung», sagt der smart auftretende Verkaufsleiter der Genfer Uhrenmanufaktur in der Boutique in Zürich. Frische Blumensträuße. Feine Lindt-Schokolade auf jedem Kundenberatungstisch. Getränke werden gereicht. Cremefarbenes Leder. Edelh Holz. «Aber der Preis erklärt sich bei Uhren schon nicht allein über die Technik und das Material.» Es sei «die Geschichte», für die der Käufer auch zahle.

«Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein. Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich bewahrt man sie schon für die nächste Generation.» – So der schöne Werbespruch. Der Hersteller der vielleicht elegantesten Uhren auf dem Markt setzt auf konservative Familienbilder und die Betonung von Tradition.

Grosses Storytelling

Anders Rolex: Die bislang noch vor der Smartwatch von Apple erfolgreichste Uhrenmarke der Welt hat die Sportuhr erfunden. 1927 schwamm die englische Schwimmerin Mercedes Gleitze durch den Ärmelkanal. An ihrem Handgelenk: die «Oyster» von Rolex, die erste wasserdichte Uhr der Welt. Ein mediales Ereignis, welches das Image der Marke prägte (und in der historischen Werbewirkung vielleicht nur noch getoppt wird vom Medienereignis, das Omega einst für sich zu nutzen wusste: Die «Speedmaster Professional» war die erste Armbanduhr auf dem Mond).

Seither wird Rolex stark mit Wassersport assoziiert. Und als bekannteste Luxusuhrenmarke: auch stärker einfach mit der Anwesenheit von Geld. Lange drückte sich das auch darin aus, dass Rolex die grössten Uhren machte, es also tatsächlich viel teures Material

um das Handgelenk gab. Mittlerweile stellen IWC Schaffhausen und Hublot die grösseren Uhren her und damit die vielleicht noch offensichtlicheren Chefmodelle.

Am stärksten mit klassischen Vorstellungen von Maskulinität und einem Hauch Machismo verbunden ist wohl Breitling. In der Werbung werden Flieger und sexy Girls bei heissem Wetter gezeigt, die miteinander flirten. Die Marke sponsert Red-Bull-Rennpiloten. Bei Promo-Veranstaltungen hat Breitling die reizendsten Hostessen. In der Marketingabteilung des Familienunternehmens arbeiten junge, virile Männer. Das Uhrendesign setzt auf kräftige Eleganz.

Herr der Zeit

Schneidigkeit, Sex-Appeal und Aviatik: Das ist hier die Marke. CEO Jean-Paul Girardin fliegt selbst Hubschrauber. Gerade ist Breitling mit Swiss eine Kooperation eingegangen. Auf der Boeing 777 sind alle Uhren von Breitling, auch die am Handgelenk der Piloten. Natürlich hat Breitling passend dazu eine limitierte Uhredition herausgebracht, die das Flugzeug auch preislich reflektiert: 7077 Franken kostet die «Navitimer Swiss Boeing 777» – während die normale «Navitimer» je nach Ausstattung mindestens einen Tausender günstiger ist.

Wenn man sich überlegt, was die ganze Arbeit am Storytelling, an der Marke, am Image kostet – und was es wohl kostet, dass ein John Travolta eine Breitling oder eine Cara Delevingne eine Tag Heuer trägt: Dann wird der Preis von Luxusuhren relativ nachvollziehbar.

Schön sind sie ja irgendwie alle. Grosse Schweizer Handwerkskunst. Aber der Uhrenträger zahlt stärker für das Statement, das er mit der Uhr machen kann, als für die Technik und das Material. Was für eine Art Mann bin ich? Der Gebildete, der Sportliche, der klassisch Maskuline? Verschiedene Uhren geben verschiedene Antworten. In manchen Gesellschaftsschichten dienen sie auch als Initiationssymbol: Der junge Mann bekommt zur Konfirmation oder zum Schulabschluss eine Uhr von den Eltern. Oder er kauft sie sich später nach ein paar erfolgreichen Jahren im Beruf selbst und sagt damit: «Ich bin jetzt jemand. Ich bin ein ganzer Mann.»

Am häufigsten hört man: Die Uhr ist das so ziemlich einzige Schmuckstück, das ein Mann tragen kann. Natürlich spielt da auch die männliche Neigung hinein, sich von technischen Spielereien verzaubern zu lassen. Nicht umsonst wird das Uhrwerk mit der sich schnell bewegen-

den Unruh oft auf der Rückseite des Gehäuses hinter Glas gezeigt. Es sieht nicht nur hübsch aus. Es fasziniert, was da passiert. Die Bewegung der Zeit in vielen kleinen Rädchen wird sichtbar. Und Hersteller wie Patek Philippe hören nie auf, sich neue «Komplikationen», wie sie ihre technischen Feinheiten nennen, für mechanische Uhren auszudenken. Darüber hinaus spricht die Uhr archaische Instinkte an. Während die Frau eher beherzt in eine edle Handtasche investiert, in der man ganz viele Dinge sammeln kann, steht die Uhr für Kontrolle, Struktur und Orientierung: Sie ordnet die Zeit. Wer sie trägt, hat das Gefühl, er könne ihrer Herr werden. Mit einer Rolex am Handgelenk lebt man nicht in den Tag hinein. Man hat etwas vor.

Was nicht heisst, dass es kein luxuriöses Uhrenbrand für Lebemänner, Libertins und bunte Vögel geben würde. Im Laden von Maurice de Mauriac, dem kleinen Nischenplayer made in Zurich, findet sich ein buntes Sammel-surium an Fotobänden ein, an Fundstücken von überall her, Tennisbällen, Modellen von Rennautos und Booten sowie natürlich: an Lederbändern in allen erdenklichen Farben, von Schwarz über Grün zu Pink, dazu Uhren, Uhren, Uhren. Auch ausgefallene Sachen, wie ein Ziffernblatt, auf dem «Run DMC» steht. Vielleicht die einzige Luxusuhr auf dem Markt, die einer Hip-Hop-Band huldigt. Gründer Daniel Dreifuss pflegt einen fröhlichen Eklektizismus. «Mein Sohn, der gerade die Kunsthochschule besucht, sagt immer: «Daddy, du machst es genau so, wie wir immer lernen, dass man kein Geschäft aufziehen kann», lacht er. Die Tür geht auf, und es kommt ein Kunde herein, der in seiner Freizeit gerne abenteuerlich reist und der Fliegenfischerei nachgeht. Es gibt wohl kaum einen männlichen Lebensentwurf, der nicht von irgendeinem Schweizer Uhrenhersteller reflektiert würde.

Und was ist mit Markenfans, denen das nötige Kleingeld für eine allerschönste Uhr fehlt, können die sich wenigstens ein Merchandising-Produkt kaufen? Zum Beispiel diesen schwarzen Lederuntersetzer da, auf dem «Patek Philippe» steht? «Es gibt kein Merchandising», schmunzelt der smarte Verkäufer in der Patek-Philippe-Boutique. «Das sind Geschenke – für unsere Kunden.» Ein bisschen dazugehören, das geht leider nicht. Einem jungen Interessenten, der soeben begeistert eine Uhr anprobiert hat, dann aber mit wehmütigem Blick ohne Kauf den Laden verlässt, steckt der Verkäufer jedoch noch freundlich wie zum Trost eine feine, kleine Schokolade zu. ○



Empfehlungen

Welche Uhr?

Grégory Pons, Chefredaktor der unabhängigen Schweizer Uhrenpublikation *Business Montres & Joaillerie*, stellt seine liebsten Uhren der Saison vor.

1. Haldimann H11 Centralbalance 3 Hands —

Bei Haldimann vererbt sich die Freude am Uhrenmachen vom Vater auf den Sohn seit 1642. Es handelt sich um das älteste Uhrenatelier der Schweiz. Am Thunersee scheut Beat Haldimann weder die Tradition noch die Moderne. Gleichzeitig weist die Uhr einen mechanischen Fortschritt auf: Es ist das erste Mal, dass eine Unruh (Bauteil eines mechanischen Uhrwerks) im Zentrum platziert wurde – und das, ohne die Zeiger aus dem Zentrum zu verschieben. Preis: 20 000 bis 50 000 Franken.

2. **Bulgari Octo Ultranero Finissimo Tourbillon** — Das schwarze Titangehäuse ist gerade so dick wie ein Fünffrankenstück. Diese Zierlichkeit und die zeitgenössische Linienführung machen sie zu einer der elegantesten Uhren auf dem Markt. Ein Hauch Roségold fängt den Blick ein und lenkt ihn auf das fliegende Tourbillon – ein flacheres wurde in der Schweiz übrigens noch nie realisiert. Preisspanne: 50 000 bis 150 000 Franken.

3. **Patek Philippe Nautilus Réf. 5711** — Eine Legende unter den Uhren, zum Preis eines guten Autos: Vierzig Jahre nach ihrer Lancierung erscheint die «Nautilus» ganz in Roségold. Wunderbar harmoniert damit das Braun des Ziffernblatts. Selbstverständlich weist diese Automatikuhr mit der idealen Grösse von 40 mm nicht mehr als drei Zeiger und eine Datumsanzeige auf. Klassisch reduziert. Eine Uhr zum Vererben. Preis: 45 000 Franken.

4. **Carrera Heuer-o2T Black Phantom** — Zum ersten Mal wird ein mechanischer Tourbillon-Chronograf aus der Schweiz unterhalb der Preisgrenze von 20 000 Franken angeboten. Titangehäuse, schwarz-graues Design, Manufakturfertigung. Dazu ein Tourbillon von einer Präzision, die staunen lässt. Preis: knapp unter 20 000 Franken.

5. **Silvana Lady Lemarbre** — Und weil sie einfach so schön ist, hier noch eine Damenuhr. Sie stammt von der alten Schweizer Familienmarke Silvana, gegründet 1898 und vor kurzem neu lanciert von einem Schweizer Team aus dem Umfeld der Familie Kirchhofer, der berühmten Uhrenhändler aus Interlaken. Bei Silvana weiss man offenbar, was Frauen erwarten, die Uhren tragen: keine Divenhaftigkeiten und keine seelenlosen Banalitäten. Die «Lady Lemarbre Swiss made» ist eine automatische Uhr mit roségoldenem Gehäuse, Perlmutt-Ziffernblatt und römischen Ziffern. Preis: bei 700 Franken. ○



Fotografische Liebesgedichte: Gattin Rita.



Szenen einer Ehe

Von Claudia Schumacher

Wir sehen sie nur von hinten. Sie sitzt auf einem Bett, nackt, und zieht sich etwas Wolliges über. «Madame», wie der Zürcher Fotograf René Groebli die Frau mit den sachlich blickenden Augen in den burschikosen Gesichtszügen manchmal nennt. Es gibt Bilder, da sieht sie fast unnahbar aus, so bestimmt. Auf anderen Bildern ist sie eine Kindsfrau mit wuscheligem Haar um ein faltenloses Gesicht. Groebli nahm sie gerne in den Fokus. Das Herzige daran: Sie ist keine fremde Muse oder Affaire. Die Frau, die dem Betrachter nicht jede Frage beantwortet, ist Groebli's Ehefrau Rita.

Ab 17. März zeigt die Bildhalle in Kilchberg ZH das frühe Werk des Künstlers. «Das Auge der Liebe» hiess der Fotoband, den Groebli 1954 veröffentlichte und mit dem er auch international bekannt wurde. Er zeigte seine Frau in den intimen Momenten einer liebevoll wirkenden Ehe bis hin zur entblösten Brust. Man sieht ihren Nacken so nah, dass er fast duftet. Schlanke Frauenbeine, denen Strümpfe übergezogen werden. Die Nahaufnahme einer Hand, die auf einem Bett ruht. Zwischen den lackierten Fingernägeln hält sie eine Zigarette – die Zigarette danach?

Eine erotische Komponente spielt bei den Bildern häufig hinein. Damals, als sie erstmals erschienen, provozierte das einen Skandal. Die Bilder wurden als pornografisch empfunden. Heute werden sie von Kunsthistorikern als das verstanden, was sie wohl auch sein wollen: fotografische Liebesgedichte. Die Bildhalle zeigt Fotografien der Serie, die bisher unveröffentlicht geblieben sind.

Neben diesen, entstanden in Paris, zeigt die Bildhalle auch Werke Groebli's aus Zürich und London, entstanden in den vierziger und fünfziger Jahren. Mitte der fünfziger Jahre gründete Groebli ein Fotostudio für Werbe- und Industriefotografie und wechselte zur Farbfotografie. Der ausgebildete Dokumentarfilm-Kameramann gründete ausserdem zusammen mit Hans-Peter Roth-Grieder 1959 die Turnus Film AG in Zürich. Ab den achtziger Jahren wandte Groebli der kommerziellen Fotografie wieder den Rücken zu und knüpfte an das frühe Werk an: fotografische Essays in Schwarzweiss.

Heute ist René Groebli 88 Jahre alt und hat gerade sein Bildarchiv aufgearbeitet – aus diesem sind auch die «neuen» Bilder entnommen, die er für die gegenwärtige Ausstellung bereitgestellt hat.

René Groebli – Early Work. 18. März bis 14. Mai, Bildhalle, Kilchberg.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Peter Stamm:** Weit über das Land
(S. Fischer)
- 2 (7) **Nicholas Sparks:** Wenn du mich siehst
(Heyne)
- 3 (–) **Siefried Lenz:** Der Überläufer
(Hoffmann und Campe)
- 4 (3) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben
(Wunderlich)
- 5 (8) **Elke Heidenreich:** Alles kein Zufall
(Hanser)
- 6 (4) **Dora Heldt:** Böse Leute (DTV)
- 7 (2) **Jo Nesbø:** Blood on Snow. Das Versteck
(Ullstein)
- 8 (6) **Tommy Jaud:** Sean Brummel – Einen
Scheiss muss ich (Fischer)
- 9 (5) **Robert Galbraith:** Die Ernte des Bösen
(Blanvalet)
- 10 (10) **Catalin Dorian Florescu:**
Der Mann, der das Glück bringt (C. H. Beck)

Sachbücher

- 1 (–) **Silvia Aeschbach:** Älterwerden
für Anfängerinnen (Wörterseh)
- 2 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (Ullstein)
- 3 (3) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (Fona)
- 4 (2) **Jesper Juul:** Leitwölfe sein (Beltz)
- 5 (5) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung
(Bibliographisches Institut GmbH)
- 6 (6) **Antje Krause:**
Trick 17 – Garten & Balkon (Frech)
- 7 (7) **Fern Green:** Super Smoothies – Die
besten Detox-Drinks (Dorling Kindersley)
- 8 (4) **Pauline Dohmen:** Nähen mit Jersey –
kinderleicht! (Frech)
- 9 (9) **Idikó von Kürthy:** Neuland (Wunderlich)
- 10 (–) **Peter Wohlleben:**
Das geheime Leben der Bäume (Ludwig)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Unsere Kreativen

Vor zwei Jahren hatte das Zürcher Neumarkt-Theater – notabene eine der höchstsubventionierten Bühnen der Schweiz – einen Schauprozess gegen die *Weltwoche* inszeniert. Kürzlich hat der Journalist Bruno Ziauddin einen Roman über dieses Magazin publiziert, zuvor rief der Philosoph und Aktionskünstler Philipp Ruch zur Tötung von Chefredaktor Roger Köppel auf. Die Kulturszene scheint besessen zu sein von dem Thema. Diesen Freitag geht es weiter, Ruch lädt ins Neumarkt-Theater zu einem Anti-*Weltwoche*-Abend. Gemäss Ankündigung soll dabei Roger Köppel verflucht werden; die Zuschauer sind aufgefordert, stinkende Fische mitzubringen, um damit zu Köppels Privatdomizil zu marschieren. Konnte man anfangs die Aufmerksamkeit noch als Ehrerbietung auffassen, so fragt man sich angesichts des ständig tiefer sinkenden Niveaus: Fällt diesen Kreativen nicht einmal etwas Neues ein? (rb)

Intellektuelle

Die Hand, die einen füttert

Geht es um Kritik an der Schweiz, gibt es für viele Künstler kein Halten. Sie leben aber ganz gut von staatlichen Subventionen. Wie geht das zusammen? *Von Rico Bandle*

Sie könne sich nicht vorstellen, während ihrer «aktiven Lebenszeit» wieder in der Schweiz zu wohnen, erklärte die in Berlin wohnhafte Musikerin Sophie Hunger kürzlich in den *Schaffhauser Nachrichten*. Die Schweiz habe «eine rückständige, antidemokratische Kultur, Tendenz zunehmend». Zurückkommen wolle sie erst zum Sterben wieder. Eine solche Meinung ihrem Heimatland gegenüber sei der begabten Singer-Songwriterin unbenommen. Dennoch bleibt ein schaler Nachgeschmack: Sophie Hunger gehört zu den Lieblingen der Kulturförderung, allein in den ersten Jahren ihrer Karriere, von 1997 bis 2010, hat sie rund 250 000 Franken an Subventionen kassiert, wie der Musikblog 78s.ch herausgefunden hat. Dass sie sich international durchsetzen konnte, hat Hunger massgeblich der Unterstützung des Landes mit «rückständiger, antidemokratischer Kultur» zu verdanken.

Sophie Hunger steht mit ihrer Haltung nicht allein. Zahlreiche Künstler rücken die Schweiz gerne in die Nähe eines Schurkenstaats, machen aber die hohle Hand, wenn es Geld zu holen gibt.

Dass ein Land seine Kritiker grossherzig unterstützt, ist kein Grund zur Aufregung, im Gegenteil, das kann man als Geste einer funktionierenden Demokratie deuten. Die umgekehrte Fragestellung ist aber sehr wohl bedenkenswert: Wie kann ein Künstler, der bei anderen stets strengste moralische Massstäbe anlegt, Geld von einem Land annehmen, das er verachtet oder gar verurteilt?

Die *Weltwoche* hat bei den lautesten Schweiz-Kritikern nachgefragt, wie sie mit diesem Dilemma umgehen.

«Niemand ist unbefleckt»

Der Berner Dichter und Musiker Jürg Halter alias Kutti MC ist nie darum verlegen, seiner Verzweiflung über das Land Ausdruck zu geben. Für ihn steht «das Rot im Schweizer Wappen» für den «Blutzoll», den die Schweiz in der Welt bezahle. Manchmal kommt seine Kritik auch humoristisch daher, zum Beispiel, wenn er schreibt, die Schweiz sei «die beste Parodie auf sich selbst». Dieses blutbefleckte, lachhafte Land unterstützt Halters Buchprojekte, seine Lesungen und seine Auftritte seit Jahren mit namhaften Beträgen. Wie kann er es verantworten, dieses Geld anzunehmen? Im Gegensatz zu einigen anderen Künstlern hat Halter freundlich auf die E-Mail-Anfrage

reagiert. Er wünschte, dass seine in ungehört pastoralem Ton formulierte Erklärung vollständig und unverändert publiziert wird:

«Mit Ihrer Frage suggerieren Sie, dass zur Kritik nur befähigt sein soll, wer selbst unbefleckt ist. Ist das jemand? Wo wäre die UBS heute ohne die Rettung durch den Staat? Eher verteidige ich den Staat. Auch vor sich selbst. Als Bürger stehen wir alle in der Verantwortung und sind also auch alle mitschuldig. Wie lässt es sich zum Beispiel rechtfertigen, dass die sich als neutral verstehende Schweiz Waffen an Diktaturen verkauft, während sie gleichzeitig kaum Verantwortung für die Folgen davon übernehmen will?»

Mit anderen Worten: Er empfindet es tatsächlich als Makel, das Geld anzunehmen, aber es sei ja niemand unfehlbar.

Anders argumentiert der erfolgreiche Theaterregisseur Milo Rau, der die Schweiz auch schon als «kriminelles Land» bezeichnet hat. In seiner Kolumne in der *Sonntagszeitung* greift

«Mit Ihrer Frage suggerieren Sie, dass zur Kritik nur befähigt sein soll, wer selbst unbefleckt ist.»

er regelmässig zum verbalen Zweihänder: «Die Gewinne, die unsere Grosseltern in den vierziger Jahren mit dem Zahngold der vergasteten Juden machten, nehmen sich, verglichen mit unserer aktuellen Wirtschaftspolitik, wie ein Sommerpicknick aus.» Darauf angesprochen, dass ihn dieses kriminelle Land gut ernährt, äussert er sich plötzlich ganz anders. Er sehe die Schweiz gar nicht so negativ, sagt er und setzt an zu einem Loblied auf die hiesige Kulturförderung: «Wir haben die liberalste, am föderalsten gedachte, strategisch klügste Kulturförderung in Europa: weshalb die Schweiz trotz ihrer Winzigkeit eine kulturelle Grossmacht ist, international extrem vernetzt.» Es gebe aber Unternehmen und Institutionen, von denen er kein Geld annehmen würde; deshalb habe er bei seinen Artikeln in der *Weltwoche* auf ein Honorar verzichtet. Allgemein gelte für ihn aber: «Wahrer Patriotismus schliesst Kritik mit ein.»

Der prominenteste Schweiz-Kritiker, Schriftsteller Lukas Bärfuss liess via seine Sekretärin ausrichten, dass es für ihn «nicht in Frage komme», sich zu dieser Frage zu äussern. Bärfuss hat in den letzten Jahren Hunderttausende Franken an Zuwendungen von



«Rückständige, antidemokratische Kultur»: Musikerin Sophie Hunger.



Dieses blutbefleckte, lachhafte Land: Lukas Bärfuss, Milo Rau, Jürg Halter (v. l.).

der Allgemeinheit erhalten, sei es in Form von Werkbeiträgen, Preisgeldern oder Aufträgen öffentlich finanzierter Theater. Letztes Jahr hat er mit seinem Essay in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, «Die Schweiz ist des Wahnsinns», für Aufsehen gesorgt, als er sein Vaterland auf einer ganzen Seite als selbstsüchtige, rassistische Zivilisationshöhle darstellte.

Vielleicht drückt sich Bärfuss um eine Antwort, weil ihm keine einfällt. Als der Schriftsteller 2014 den mit 15 000 Franken dotierten Kulturpreis seiner Geburtsstadt Thun erhielt, kommentierte die *Weltwoche*, dass Bärfuss den Preis ablehnen müsste, wenn er konsequent wäre – dermassen herablassend und verächtlich hatte er Thun («eine lausige Kleinstadt») in seinem autobiografischen Roman «Koala» beschrieben. Im Vorfeld der Preisverleihung

sah sich der Autor zu einer Erklärung bemüht, plötzlich tönnte alles ganz harmlos, bei «Koala» handle es sich ja nur um Fiktion, zudem habe sich Thun seit seiner Jugend stark zum Positiven verändert, man dürfe das nicht falsch verstehen.

Spricht man mit den Künstlern über das Thema, so erhält man den Eindruck, die Heimatverachtung sei für viele von ihnen bloss ein Spiel. Ein Spiel, bei dem alle Akteure gerne mitmachen: die Künstler, die damit enorme Aufmerksamkeit generieren, die Kulturförderer, die sich besonders weltoffen und progressiv fühlen können, wenn sie den Schweiz-Kritikern grosszügig Subventionen zuhalten, und nicht zuletzt auch die Gegner aus dem rechten politischen Spektrum, die jemanden haben, über den sie sich ereifern können.

Jazz

«Gleichsaitiges» Dreieck, unplugged

Von Peter Rüedi

Auf den ersten Blick nimmt sich «D-Stringz», eine CD mit ausschliesslich akustischer Musik des «gleichsaitigen» Dreiecks des Geigers Jean-Luc Ponty, des Bassisten Stanley Clarke und des Gitarristen Biréli Lagrène, wie eine nostalgische Rückkehr in vergangene Zeiten aus. «Es ist das erste wirkliche Jazzalbum, das ich seit den sechziger Jahren eingespielt habe», sagt der Geiger, der in den siebziger Jahren zu Gruppen wie The Mothers of Invention und dem Mahavishnu Orchestra gehört hatte. Clarke wurde berühmt, wie er sagt, «as a gun-slinging electric bass player», aber «tatsächlich bin ich ein akustischer Bassist». Auch Biréli Lagrène kommt aus einer anderen, wenngleich akustischen Ecke zu diesem «unplugged» Jazz der unfusionierten Art: Lange wurde das einstige Wunderkind auf die Rolle als wiedergeborener Django Reinhardt behaftet. Hier brauchte der Produzent lang, bis er ihn (wie übrigens auch Ponty) davon überzeugen konnte, Djingos berühmtes Stück «Nuages» (so etwas wie eine Elegie aus den Zeiten des besetzten Paris) aufzunehmen; in einer Bossa-Nova-Version gehen die beiden zum originalen Reinhardt-Grappelli-Sound auf Distanz. Alle drei Saitenkünstler sind extreme Virtuosen. Das können sie auch hier nicht ganz verleugnen. Und dennoch nehmen sie sich im Lauf der neun Titel insgesamt sehr zurück zugunsten eines integrierten Gruppenklangs. Eine Eigenkomposition von Lagrène, zwei von Clarke (darunter die Bebop-Hommage «Bit of Burd», eine Variante über die Harmonien von Charlie Parkers «Confirmation»), zwei von Ponty und neben «Nuages» zwei Nummern, die mit Coltrane verbunden sind, die Ballade «Too Young to Go Steady» und «Blue Train», und Joe Zawinuls Hit «Mercy, Mercy, Mercy». Kein «Gypsy-Jazz» – Ponty erlaubt sich allenfalls in ein paar fast parodistischen Schlenkern Grappelli-Schmelz, und Lagrène versagt sich das typische Django-Vibrato und rhythmische Schrumm-Schrumm, glänzt vielmehr mit zum Teil fast bizarren, sperrigen Einwüfen. Clarke aber ist mit seinem rauschenden, singenden Bass das Zentrum des Ganzen. Musik jenseits von Raum und Zeit. Pure Gegenwart.



Stanley Clarke, Biréli Lagrène, Jean-Luc Ponty: D-Stringz. Impulse 0602547384294

Wehe, wenn ihre Stimme verklungen ist

Wer diese Frau noch nicht kennt, sei gewarnt: Sie macht süchtig. Ein Rausch mit Zaz, der französischen Zauberstimme, in den Katakomben unter der Bühne an einem Konzert in Brüssel.

Von Urs Gehrig

Es heisst, sie sei das Tollste, was Frankreich hervorgebracht hat seit der Piaf. Aber mich erinnerte Zaz eher an eine Öko-Aktivistin aus dem Quartiertreff. Eine, die Röcke über den Jeans trägt, bunte Tücher im Haar und Geld sammelt für Dorfprojekte in Afrika. Das Publikum liegt ihr zu Füssen. Drei einhalb Millionen verkaufte Tonträger, volle Hallen von Feuerland bis Tokio. Sapperlot! Der unsterbliche Charles Aznavour verneigt sich vor ihr. Der geniale Quincy Jones schwärmt für sie. Einerlei! Ich konnte mich nie für sie erwärmen. Und so wäre es geblieben zwischen mir und Zaz, hinge mir nicht ein teurer Freund, ein grosser Kenner des Chansons, seit Jahren mit seiner Zaz im Ohr: «formidabel», «fantastisch», «einmalig». Also machte ich mich auf nach Brüssel.

«Braucht ihr mich noch?»

Fünftausend Menschen sind im Anmarsch, um die Konzerthalle «Forest National» ist Militär in Hundertschaft aufgeboden (wir sind in Europas Metropole der Islamisten). Drinnen in der Arena werden die Stühle ausgerichtet. Es ist noch dunkel, einzig auf der riesigen Bühne ist Licht. Dort steht sie, so klein wie ein Floh, allein in kaltem Spotlight: Zaz. Zierlich und zerbrechlich, mit geschlossenen Augen, als würde sie beten.

Ich gehe durch die leeren Stuhlreihen, setze mich vor die Bühne und betrachte sie von nah.

Sie summt, trällert ein paar Melodiefetzen, gibt dem Tonmischer Handzeichen.

«Un, deux, on ira.» Lichterloh flammt jetzt ihr Leben auf, aus winziger Brust quillt pures Vergnügen. Ihre Stimme tanzt davon wie ein Spatz im Frühlingswind, wälzt herb durch das zerwühlte Bett des Lebens, stürzt durch den Boulevard der Emotionen. «Je veux», «Eblouie par la nuit», «Si jamais j'oublie» stimmt sie an, Lieder quer durch ihr Repertoire. Ein Konzert für mich ganz allein.

«Braucht ihr mich noch?», ruft sie zum Mischpult. «Lass gut sein, Zaz!» Und ab trippelt sie, runter von der Bühne – padamm!, steht sie da und sagt: «Salut, wir haben ein Rendez-vous!» – «Genau!» Alle Fragen, im bestmöglichen Französisch notiert, zerrinnen auf meinem Fresszettel. Weil sie einen so anstrahlt mit ihren glänzenden, hellblauen Augen und einer Zahnücke im breiten Grinsen.

«Also?», sagt sie in einem fensterlosen Raum in den Katakomben hinter der Bühne. «Wo be-

Sie wirkt auf Männer ebenso wie auf Frauen so süss und bitter, dass man sich ihr bereitwillig ergibt.

ginnen wir?» – «Ganz vorne, am liebsten.» Sie überlegt und schraubt den Zeigfinger in eine Locke. «Dann beginnen wir mit einem kleinen, grauen Esel tief in der Provinz, denn dort hat alles begonnen.»

Mit sieben Jahren wurde Isabelle Geffroy, aus der später Zaz werden sollte, in der Bretagne Zweite in einem Gesangswettbewerb. Das Radiopublikum war entzückt. «Le petit âne gris» hatte sie gesungen und «L'enfant de la misère». Wie das Mädchen in jenem Lied fühlte sich auch Isabelle miserabel als Kind. In der Schule ging sie unter. Wegen ihrer Legasthenie. «Ich war wütend. Ich war traurig. Weil ich meine Träume nicht leben konnte. Weil man nicht hörte, wie es in mir tobte und schrie.» Dann geschah etwas, was ihr Leben veränderte. Ein Freund starb. «Es ist oft der Tod, der einen zum Leben erweckt.» Solche Sätze sagt sie ganz beiläufig, sie wirken lange nach, während ihre Stimme längst weitergaloppiert. «Ich habe damals vor mir ein Versprechen abgelegt. Ich würde alles Schlechte von mir fernhalten. Und ich würde alles tun, um glücklich zu werden. Ich sagte mir: «Nichts ist unmöglich.»

Geboren 1980 in Tours, aufgewachsen in Bordeaux, geht sie aufs Konservatorium, spielt

Geige und Klavier. Als Teenager rappt sie, später dreht sie Musikvideos, maskiert mit einem echten Schweinekopf, steht mit einer Rugbymannschaft unter der Dusche. Sie will alles ausprobieren, reist musizierend um die Welt, bahnt sich einen Weg mit dem Buddhismus, flirtet mit Krischna, lernt im Internet das Meditieren. Vor zwei Jahren stieg sie auf den Mont Blanc, mit Band, Kontrabass und Gitarre, und gab ein Mini-Openair, die Welt zu Füssen und über ihr nichts als der Himmel. «Sechs Monate davor habe ich kein Glas Alk getrunken, nicht geraucht, Sport gemacht.» Brachte der Berg sie auf den Pfad der Askese? «Woher! Im Tal angekommen, kippte ich einen Rotwein und inhalierte eine clope. Bescheuert, nicht?», sagt sie und lacht heiser.

Zaz findet auch im Sitzen keine Ruhe, ihre Finger machen Kapriolen, ziehen am T-Shirt, zupfen am BH und lassen dessen Elastik auf die Haut spicken, dass es klatscht. Sie ist charmant und burschikos. Hinter der Bühne herrscht ein Dunst von Testosteron. Zaz ist fast ausschliesslich von Männern umgeben. «Ich liebe sie sehr, die Jungs. Die Mädchen, das kann kompliziert werden, besonders wenn es Püppchen sind.»

«Möchtest du nicht einmal eine Femme fatale spielen?», fragte Karine Ferri vom französischen Radiosender RFM Zaz letzten Herbst. «Eh ben, merci. Ich bin doch sexy!», gab Zaz zurück. «Du bist es, die es nicht sieht.» Autsch! «Bloss weil ich auf dem ersten Albumcover mit Karo-Hose auf der Strasse sitze, sehen Kritiker in mir einen Penner und Clochard. Es ist mies und böse, die Menschen zu kategorisieren.»

Sehnsucht als Echo

Draussen vor der Bühne füllt sich jetzt der Saal. Es werde ein «vollständig irrer Abend», verspricht Zaz. «Wir haben die alten Stücke neu arrangiert, integrieren sogar Dubstep und Theremin, ein Elektro-Instrument, das berührungslos gespielt wird.» Das Konzert beginnt wie ein Stummfilm. Auf Gaze-Leinwand wird der Vorspann projiziert, dahinter fingieren drei Dächer eine Bohème über Paris (Bühnenbild von Laurent Seroussi). Mit Projektionen, Videos und Mapping entsteht eine neue Atmosphäre bei jedem Lied. Viele Lieder stammen von ihrem «Paris»-Album, einer Hommage an die Stadt der Liebe mit Chanson-Klassikern wie «Paris sera toujours Paris» (Maurice Chevalier), «Sous le ciel de Paris» (Edith Piaf) oder

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Energiestrategie 2050**
Besser Steuerlösung
als Gebäudeprogramm
- **Parlamentarische**
Gewerbegruppe
Finanzen, AHV und Regu-
lierung bereiten Sorgen
- **Entsendegesetz**
Staatlicher Eingriff
in den Arbeitsmarkt
der BFI-Botschaft

www.gewerbezeitung.ch



«*Ich war wütend. Ich war traurig*»: Musikerin Isabelle Geffroy alias Zaz, 35.

«Il est cinq heures, Paris s'éveille» (Jacques Dutronc).

Zwischen den Kulissen schwebt Zaz bisweilen ähnlich einer Fee, dann wieder braust sie wie ein Rockstar. Die Frau ist eine Sucht. Sie wirkt auf Männer wie Frauen so süß und bitter, dass man sich ihr bereitwillig ergibt. Doch wehe, wenn ihre Stimme verklungen ist! Dann schleicht sich bald der Kater ein in seiner gemeinsten Gestalt: in Form von Sehnsucht, die

«Alle wollen einen an sich anbinden. Das ist nicht Liebe. Für mich bedeutet Liebe Freiheit.»

bei jedem Ton aufsteigt, der als Echo aus der Erinnerung hallt.

Was ist ihre Magie? «Das Publikum liebt Zaz, weil sie das Publikum liebt», sagt Charles Aznavour, 91. «Sie wurde volkstümlich geboren. Genau wie Edith Piaf.» Aznavour, der mit Piaf die Liebe teilte, gehört zu Zaz' grössten Verehrern. Die beiden haben sich vor ein paar Jahren in einer Fernsehshow getroffen und sangen zusammen «La java bleue». «Charlie ist rührend», sagt Zaz. «Er ist wie ein Papi. Generationen liegen zwischen uns, gleichzeitig ist er ein kleiner Junge. Ich habe nie jemanden getroffen, der so neugierig ist wie Aznavour.» Die Videoaufnahme ihres Duettts «J'aime Paris au mois de mai», unter der Leitung von Quincy Jones, gehört zu den bewegendsten Musikereignissen der letzten Jahre.

Ist die Liebe der Sinn des Lebens? «Es gibt nichts Wichtigeres», sagt Zaz. «Aber nicht die bedingungslose Liebe. Alle wollen einen an sich anbinden. Das ist nicht Liebe. Für mich bedeutet Liebe Freiheit.»

Obwohl es wimmelt von Männern um sie, scheint sie noch immer solitär. An Bewerbern fehlt es nicht. Sogar Schauspieler Russell Crowe («Gladiator») machte ihr am französischen Fernsehen eine Liebeserklärung. «Ich bewundere sie ... und ich spreche aus tiefstem Herzen.» Gerührt teilte Zaz Crowe mit, sie würde ihn gerne in Australien besuchen. Eine Antwort jedoch hat sie nie erhalten.

«Wenn ich auch die Männer sehr geliebt habe», sagte Edith Piaf am Ende ihres Lebens, «sie blieben doch immer <die Anderen>.» Hat Zaz ihre eigene Liebe gefunden? Sie rutscht auf dem Sofa umher, lässt sich auf den Boden gleiten, umarmt ihre Knie und schweigt. «Ich arbeite daran», sagt sie schliesslich. «Aber ich weiss nicht, ob ein einziges Leben dafür reicht.»

«Sur la route»: Live-Album von Zaz. Letzten Mittwoch trat sie im Hallenstadion Zürich auf. Am 29. Juli spielt sie am Estivale Open Air in Estavayer-le-Lac.

Top 10

Knorr's Liste

1	The Revenant	★★★★★
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
2	L'hermine	★★★★☆
	Regie: Christian Vincent	
3	Our Little Sister	★★★★☆
	Regie: Hirokazu Koreeda	
4	Zootopia	★★★★☆
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
5	Spotlight	★★★★☆
	Regie: Tom McCarthy	
6	Chocolat	★★★★☆
	Regie: Roschdy Zem	
7	Hail, Caesar!	★★★★☆
	Regie: Joel & Ethan Coen	
8	Das Tagebuch der Anne Frank	★★★☆☆
	Regie: Hans Steinbichler	
9	Trumbo	★★★☆☆
	Regie: Jay Roach	
10	Deadpool	★★★☆☆
	Regie: Tim Miller	

Kinozuschauer

1 (1)	Zootopia (3-D)	26751
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
2 (-)	London Has Fallen	10721
	Regie: Babak Najafi	
3 (3)	Der geilste Tag	9467
	Regie: Florian David Fitz	
4 (2)	Deadpool	8141
	Regie: Tim Miller	
5 (-)	Grimsby	7913
	Regie: Louis Leterrier	
6 (4)	Spotlight	6504
	Regie: Tom McCarthy	
7 (-)	The Choice	6496
	Regie: Ross Katz	
8 (5)	Dirty Grandpa	4493
	Regie: Dan Mazer	
9 (6)	The Revenant	4018
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
10 (7)	Chocolat	3595
	Regie: Roschdy Zem	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	007 Spectre (Fox)
2 (2)	Schellen-Ursli (Frenetic)
3 (-)	The Last Witch Hunter (Ascot)
4 (3)	Fack Ju Göthe 2 (Rainbow)
5 (4)	Hotel Transsilvanien 2 (Sony)
6 (5)	Der Marsianer – Rettet Mark Watney (Fox)
7 (6)	Alles steht kopf (Disney)
8 (9)	Everest (Universal)
9 (-)	Mad Max: Fury Road (Warner)
10 (8)	Black Mass (Warner)

Quelle: Media Control



Nach innen brennende Augen: Jack (Jacob Tremblay) und seine Mutter Joy (Brie Larson).

Kino

Vom Raum verschluckt

«Room» ist das Ereignis der Saison. Ein spannendes Psycho-Kammerspiel über eine jahrelange Gefangenschaft.

Von Wolfram Knorr

In einer schäbigen Hütte feiert der kleine Jack (Jacob Tremblay) seinen fünften Geburtstag mit seiner Mutter Joy (Brie Larson). Für den Jungen ist die Behausung ein ungebändigter, unermesslicher Raum. Seine Mama tut alles, um ihn nicht zu «vermessen», um ihrem geliebten Jungen zu ersparen, was der Raum in Wahrheit ist: ein elender, enger, stickiger Schuppen mit Bett, Kochnische, Schrank und einem kleinen Fernseher. Seit sieben Jahren ist sie hier eingesperrt, wird sie von einem rüden Kerl gefangen gehalten, regelmässig von ihm besucht und vergewaltigt. Jack wurde hier geboren. Für ihren Peiniger ist das Kabuff sein Herrschaftsraum, für Joy eine poesche Zelle, für den Jungen die ganze Welt, ein mythischer Raum voll wilder Abenteuer. Wenn er zum Oberlichtfenster starrt, ist er eins mit dem Weltall, und Joy versucht unerschütterlich, die grässliche Enge wie einen grossen Spielplatz darzustellen. Zugleich setzt sie sich mit einer Flucht auseinander, bis ihr, mit Hilfe des Jungen, diese tatsächlich gelingt und ihr Albtraum ein Ende findet – allerdings nur ein vorläufiges.

Das optische Vokabular (Kamera: Danny Cohen) von Lenny Abrahamsons «Room» ist von atemberaubender Suggestivkraft. Aus der Perspektive des Kindes die räumliche Enge mit «Welthaltigkeit» so zu füllen, dass selbst der Zuschauer es nicht anders wahrnimmt, ist von

hoher psychologischer Raffinesse. Das Drama beginnt wie ein Märchen mit einem inneren Monolog des Jungen. Joy ist verzweifelt bemüht, die furchtbare Wirklichkeit vor ihrem Kind zu verbergen, um ihm dafür alles, was sich im Gefängnis befindet, mit der Kraft der Imagination als freies Spiel zu bieten. Im zweiten Teil – nach der Befreiung – passiert das Gegenteil: Das Kind ist nun überfordert von dem neuen Raum, der nicht mehr überschaubar ist; es hat Angst, von ihm geschluckt zu werden, in ihm haltlos zu versinken. Jack drückt sich in die Ecken des grosszügigen Hauses von Joys Eltern, hält sich an den Stufen der Treppen fest, und seine Mutter leidet unter den stummen Blicken, den unterschwelligem Vorwürfen ihres Vaters (William H. Macy), der das Kind – für ihn ein Bastard – nicht anzufassen wagt. Erst als Mutter und Kind nochmals den Ort ihrer langjährigen Tortur aufsuchen, schrumpft der Raum zu seiner realen schäbigen Grösse, und der Blick weitet sich und füllt sich mit Zukunftshoffnung.

«Room» geht auf den Roman von Emma Donoghue zurück (im Piper-Verlag erschienen), die sich wiederum von dem spektakulären Fall Fritzl inspirieren liess. Anders als etwa der deutsche Film «3069 Tage», der auf der Autobiografie der entführten und jahrelang gefangengehaltenen Natascha Kampusch basiert, geht es

nicht um den Horror, sondern um die emotionale und seelische Beziehung zwischen Mutter und Kind. Abrahamson fand mit Brie Larson, die mit Recht den Oscar erhielt, und Jacob Tremblay, mit den grossen, nach innen brennenden Augen, zwei grossartige Darsteller. ★★★★★

Weitere Premieren

Son of Saul — Gerade erhielt «Son of Saul» den Oscar als bester fremdsprachiger Film, und die Kritiken sind rundherum positiv. Notwendig sei er, tue weh, im *Spiegel* heisst es: «Wenn man die Augen schliesst, ist das Grauen in diesem Film kaum noch zu ertragen.» Und wenn man die Augen offen lässt (was man im Kino grund-



Das Grauen ist nur hörbar: «Son of Saul».

sätzlich tun sollte)? In Wahrheit lässt einen das Handeln des jüdischen KZ-Häftlings Saul Ausländer (Géza Röhrig), der in Auschwitz-Birkenau einem Sonderkommando unterstellt ist, das die unmenschlichste Arbeit verrichten muss, ziemlich kalt. Das Sonderkommando muss den Opfern die Kleider abnehmen, diese nach Wertsachen durchsuchen, die Gaskammern reinigen, die Toten ins Krematorium schaffen – grauenhaft. Unter dem Geschnarre der SS-Wachmänner wird das zur regelrechten Fliessbandarbeit. Wohl wissend, dass solche Bilder extrem heikel sind, bediente sich der ungarische Regisseur László Nemes eines kühnen stilistischen Mittels: Er be-

schränkt die Bildschärfe konsequent auf Ausländer und Kollegen, die ihm nahekommen; alles andere versinkt in Unschärfe. Die Welt ist eng und fast quadratisch. Das Grauen ist nur hörbar. Die Kamera folgt ausschliesslich Ausländer, mal von hinten über die Schulter, mal von vorn. Als ein Junge in der Gaskammer überlebt und ein herbeieilender Arzt ihn tötet, um den Körper später für Experimente zu «nutzen», und Ausländer den Vorfall beobachtet, fühlt er sich gedrängt, den Jungen als Sohn auszugeben, um ihm ein anständiges Begräbnis zu ermöglichen. So kühn das Experiment dieses Erstlingswerks auch ist: Emotionale Anteilnahme kommt nie auf, weil man über Ausländer nichts erfährt, ihm nur unentwegt mit Tunneloptik folgen muss. Es geht ums nackte Überleben in der Hölle. Ausländer muss auch noch an einem Aufstand teilnehmen und ist dennoch nur von der Mission besessen, die jugendliche Leiche ordentlich zu beerdigen. Das schrammt knapp am Kitsch vorbei. ★★★★★

The Divergent Series: Allegiant — Das dritte oder wievielte Sequel auch immer einer der üblichen dystopischen Teenie-Geschichten über böse Erwachsene, die die Jugend in eine bestimmte Richtung zu manipulieren versuchen, worauf diese sich dagegen zur Wehr setzt. Gähnn. ★☆☆☆☆



Böse Erwachsene: «Allegiant».

Fragen Sie Knorr

Im Kino läuft der amerikanische Pressefilm «Spotlight». Es gibt schon eine Menge solcher amerikanischer Filme. Welche sind für Sie die besten? G.Z., Zürich



Das ist natürlich immer Geschmackssache. Ich habe viele Favoriten, aber drei Lieblingsfilme: Billy Wilders «Ace in the Hole» (1951) über den Zynismus der Sensationspresse und von Sam Fuller «Park Row» (1952) und «Shock Corridor» (1963). In «Park Row» geht es um eine Zeitungsgründung und wie die Konkurrenz das zu verhindern sucht. Ein

ziemlich schonungsloser Blick hinter die Kulissen des Gewerbes. «Shock Corridor» handelt vom Ehrgeiz-Wahn eines Reporters, der den Pulitzerpreis will und sich deshalb in eine Psychiatrie einliefern lässt, um einen Mord in der Anstalt aufzuklären; darüber wird er selbst zum Krankheitsfall. Weit mehr als ein Pressefilm.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernsehkritik

Ein «Tatort» zum Wegzappen

Von Rico Bandle

Manchmal staunt man schon über das Schweizer Fernsehen. Da produziert der Sender für rund zwei Millionen Franken einen «Tatort»-Krimi, mit dem er sich im deutschsprachigen Raum profilieren könnte – und schafft es nicht einmal, den Fall plausibel darzustellen: Der Täter in der Folge vom letzten Sonntag wurde dank DNA-Spuren unter den Fingernägeln des Opfers ausfindig gemacht, obschon es bei der Tat zu gar keiner Berührung zwischen den beiden gekommen war. Fällt so etwas bei SRF niemandem auf? Oder waren die Verantwortlichen beim Probeschauen über dem spannungsfreien Plot eingeschlafen?

Noch ärgerlicher ist indes, wie die SRF-Filmredaktion ihre Vorurteile einfließen lässt. Bei der Serie «Der Bestatter» sind die Dorfbewohner allesamt unzivilisierte Trottel, die in einem Akt der Lynchjustiz



Strotzt vor Vorurteilen: Schweizer «Tatort».

einen Unschuldigen mit der Mistgabel durch die Gassen jagen. Der aktuelle «Tatort» zielt auf ein anderes Milieu, das aber ähnlich einfältig dargestellt ist: ein Elite-Internat. Die kinderlose Gerichtsmedizinerin sagt schon einmal präventiv: «Ich würde meine Kinder nie in diese Schule schicken.» Ihre ablehnende Haltung erweist sich als richtig: Die Schüler sind unausstehliche, koksende Snobs, die Direktorin ist eine arrogante Unsympathin, der der Ruf der Schule wichtiger ist, als dass ein Mordfall geklärt wird. Nur der Wüstensohn aus dem Öl-Emirat, der aus schiefer Verzweiflung im Affekt getötet hat, ist im Grunde ein Guter. Er wollte schliesslich Künstler werden.

Tatort: Sonntag, 13. März, 20.05 Uhr, SRF 1.

Dicker Schal und Bäckermitze

Rolf Sachs als Restaurant-Designer im «Dolder»; Coelho-Museum in Genf; Le Donne Virtuose im Aargau. *Von Hildegard Schwaninger*



Neues Restaurant: Rolf Sachs, Mark Jacob, Urs E. Schwarzenbach im «Dolder Grand».

Der Künstler und Kosmopolit **Rolf Sachs** lebt zwischen London und St. Moritz, fasst aber immer mehr Fuss auch in Zürich. So richtete er im «Dolder Grand» das Restaurant «Saltz» ein und empfiehlt sich damit als origineller und humorvoller Designer. Letztes Jahr marschierte er erstmals am Zürcher Sechseläuten mit, bei der Zunft zum Weggen. Mit dem dicken Schal, der längst sein Markenzeichen ist, und der weissen Bäckermitze auf dem Kopf. Rolf Sachs war 2015 persönlicher Gast von **Markus Hauser**, dem Hotelier aus St. Moritz (das Hotel «Hauser» steht mitten im Dorf), der auch Weggen-Zünfter ist. Hauser und Sachs sind verbunden, seit **Christian Jott Jenny** im Engadin das Festival da Jazz gegründet hat, das die beiden tatkräftig als Sponsoren unterstützen. Dieses Jahr werden Rolf Sachs



Paulo Coelho, Ehefrau Christina Oiticica.

höchste Sechseläuten-Weihen zuteil. Er ist als Ehrengast eingeladen von der Zunft Witikon. Zunftmeister ist **Andreas Bührer**.

Der Erfolgsschriftsteller **Paulo Coelho** gab in Brasilien bekannt, dass er in Genf ein Museum und eine eigene Stiftung gründen wird. Eine Stiftung für Kinder hat er bereits, die neue Stiftung wird sich, wie das Museum, ausschliesslich mit ihm und seinem Werk beschäftigen. Das Museum soll 80 000 Dokumente umfassen sowie eine virtuelle Bibliothek, in der sämtliche Coelho-Bücher in achtzig Sprachen weltweit zugänglich sind. Coelho hat nach eigenen Angaben 210 Millionen Bücher verkauft. Paulo Coelho lebt seit 2006 im Quartier Florissant in Genf, und in Rio de Janeiro in einer Wohnung an der Avenida Atlantica in Copacabana.

Am «Salon du livre» in Genf Ende April kann man einen ersten Eindruck des Paulo-Coelho-Museums gewinnen. An einem eigenen Stand für den Bestsellerschreiber wird – neben Büchern, Manuskripten, Briefen und Auszeichnungen – seine erste Schreibmaschine zu sehen sein, die er im Alter von fünfzehn Jahren bekommen hat.

Die Stiftung soll alles umfassen, was das Werk des Millionenautors betrifft, sowie das künstlerische Werk seiner Frau, der Malerin und Bildhauerin **Christina Oiticica**.

Seinen Bezug zur Schweiz erklärte Coelho im brasilianischen Blog «Bonde»: «Ich bin stolz, Brasilianer zu sein. Aber ich fühle mich auch als Botschafter der Schweiz. Die Schweiz ist mein Adoptivland. Ich glaube, ich lebe im Paradies.»

Die vier Berufsmusikerinnen **Fränzi Frick**, **Caterina Klemm**, **Nicole Hitz** und **Eva-Maria Burkard** begeistern seit 2000 als Le Donne Virtuose mit ihrem schmissigen Mix aus klassisch-romantischem Repertoire, Jazz, Blues, Ragtime, Pop, Walzer, Tango. Das Power-Quartett war ideales Unterhaltungsprogramm für den kulinarischen Event vom 10. März im «Cubus» des Weinkellers Riegger in Birrhard im Kanton Aargau. Der von Weinhändler **Peter Riegger** vor zehn Jahren gegründete «Cubus» empfiehlt sich als Raum für Festanlässe, Meetings, Food- und Weingustationen et cetera.

«Wine and Dine» war auch das Motto des Abends, den **Heinz Meier**, ein Cousin von Peter Riegger und Verwaltungsrat der Riegger AG, organisierte. **Jacky Donatz** kochte, und alle waren sich einig, dass das, was er mit seinem Team vom «Sonnenberg» auf den Tisch zauberte, grandios war. **Feliciano Gialdi** aus Mendrisio präsentierte seinen Wein – auch ein Hochgenuss!

Unter den Unternehmern, die zu diesem Anlass ihre Kunden einluden, waren **Benno Zehnder**, Investor (Bäder) aus Baden, **Werner Eglin** (Telekommunikation, Gastronomie) aus Baden.



Schmissiger Mix: Le Donne Virtuose.

Unter den Gästen sah man auch den Pianisten **Oliver Schnyder**. Er ist auch schon im «Cubus» aufgetreten. Er ist der Ehemann von Fränzi Frick, einer der Donne Virtuose. Ausserdem ist Oliver Schnyder künstlerischer Leiter der Ittinger Pfingstkonzerte, die vom 13. bis 16. Mai in der Kartause Ittingen stattfinden.

Rudolf E. Zehnder war über vier Jahrzehnte Hoteldirektor im «Ambassador à l'Opéra», dem feinen Boutiquehotel mit luxuriösem Restaurant (super Steinbutt) neben dem Zürcher Opernhaus. Jetzt bekommt er einen Nachfolger: **Michael Böhler**, der bisher Hoteldirektor in London war.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Frische Luft

Die reformierte Pfarrerin Katharina Hoby, 53, und der reformierte Pfarrer Andrea Marco Bianca, 54, kämpfen gemeinsam dafür, dass auch die Scheidung unter dem Segen Gottes stehen darf. *Teil 1*



Dank für das Gute: Ehepaar Bianca-Hoby.

Katharina: Durch unseren Beruf ist auch das gegenseitige Verständnis für unseren Arbeitsalltag gewährleistet. Es verbindet einen auch, nicht lange erklären zu müssen, wenn man später nach Hause kommt, weil ein seelsorgerisches Gespräch länger dauerte. Im Gegenteil: Bei einem Glas Wein tauschen wir uns später persönlich und fachlich aus.

Andrea: Wir waren bereits als Studierende ein Paar, doch unsere Wege trennten sich wieder. Zwanzig Jahre lang hatten wir keinen Kontakt. Als wir uns wiederfanden, war ich geschieden, Katharina getrennt, und unsere Kinder waren am Flügge werden. Schon immer habe ich an Katharina geschätzt, dass sie in fast allen Situationen voller Lebensfreude ist und diese selbst unter widrigen Umständen ausstrahlt. An Herausforderungen geht sie guten Mutes und mit einem Sinn fürs schnell Umsetzbare heran, was sich dann auch auf andere überträgt, wenn diese etwas lange hinterfragen oder an Details zu verzweifeln drohen.

Katharina: Meine Nichtwahl zur Pfarrerin am Zürcher Grossmünster entpuppte sich im Nachhinein als Glücksfall. Ausserhalb der Kirchenmauern gibt es mehr frische Luft. Ich ging meinen eigenen Weg und konnte in der neuen Funktion liberale Ideen besser umsetzen, aber

auch mein persönliches Glück neu überdenken. Die Liebe beschäftigt mich nicht nur privat, sondern auch beruflich. Als reformierte Pfarrerin betreue ich Schausteller, Markthändler und Artisten in der Schweiz. Das Zirkuszelt oder die Scooterbahn bilden einen wunderbaren Rahmen, in dem gottesdienstliche Feiern besonders schön gestaltet werden können. Ich trage immer den reformierten Talar mit dem weissen Beffchen und bin somit klar als Pfarrerin der Landeskirche erkennbar, was mir besonders wichtig ist, wenn die Zeremonie ausserhalb des Kirchengebäudes stattfindet.

Andrea: Die partnerschaftliche Liebe hat drei Ebenen, die in unterschiedlicher Art gepflegt werden müssen. Die erotische Ebene lässt sich in einer längeren Partnerschaft am schönsten und sichersten mit Hilfe von regelmässigen und fantasievollen Ritualen erhalten. Die emotionale Ebene bedingt einen liebevollen Umgang mit Kleinigkeiten sowie eine lösungsorientierte Streitkultur auf Augenhöhe, bei der sich einschleichende Gewohnheiten und vermeintliche Selbstverständlichkeiten immer wieder neu hinterfragt und ausgehandelt werden.

Katharina: Schliesslich braucht es auch eine spirituelle Ebene, ein tieferes, nicht in Worte zu fassendes Bewusstsein für die innere Verbundenheit. Diese kann durch eine ehrliche Kommunikation, also offenes Erzählen und aufmerksames Zuhören, gestärkt werden und kommt vor allem dann zum Tragen, wenn im Alltag die erotische und emotionale Ebene nicht so intensiv und positiv erlebt werden kann.

Andrea: Und doch ist es leider so, dass die Liebe in der Ehe nicht immer ewig währt. Wer nicht leichtfertig scheidet, kennt den Schmerz und die Scham, wenn ein Versprechen, das ein Leben lang halten sollte, gebrochen wird. Dann ist ein Ritual hilfreich, bei welchem sowohl das Verzeihen von Schuld oder Versäumtem als auch der Dank für das Gute in der Ehe zum Ausdruck gebracht werden. Aus diesem Grund machen wir uns auch gemeinsam dafür stark, dass eine Scheidung über das Gericht hinaus ein Ritual braucht.

Andrea Marco Bianca: Scheidungsrituale.
Theologischer Verlag Zürich
Protokoll: Franziska K. Müller

Unter Komikern

Von *Andreas Thiel* — Gespräch in der Künstlergarderobe.

Andreas: Wie hast du diese Ansprache zum Tag der Kranken bloss so lustig hingekriegt, ohne ein einziges Mal unter die Gürtellinie zu gehen?

Johann: Die Kunst ist es, selber nicht zu lachen, wenn man etwas Lustiges sagt.

Andreas: Deine Bundesratskolleginnen machen es genau umgekehrt. Sie sagen lächelnd Dinge, die zum Weinen sind.

Johann: Und was machst du gerade?

Andreas: Ich meditiere darüber, ob ich hier bin, um die Welt zu retten, oder ob die Welt da ist, um mich zu retten.

Johann: Falls dir etwas zur Flüchtlingsproblematik einfällt – wir suchen im Bundesrat noch Ideen.

Andreas: Was hältst du davon, aus der Berner Reitschule ein Flüchtlingszentrum zu machen?

Johann: Dazu werden die Linken keine Hand bieten. Die sind, wenn es um ihr eigenes Gärtchen geht, äusserst ausländerfeindlich.

Andreas: Die Linken sind ausländerfeindlich?

Johann: In Zürich, Basel und Bern sammeln sie bereits Unterschriften für die Ausschaffung ausländischer Falschparkierer.

Andreas: Sieht man wenigstens eine Härtefallklausel vor?

Johann: Nein. Aber wenn sich ein Falschparkierer illegal in der Schweiz aufgehalten hat, erhält er rückwirkend Sozialhilfe.

Lautsprecherstimme: Herr Schneider-Ammann, noch drei Minuten bis zu ihrem Auftritt.

Andreas: Bringst du wieder deine Ansprache zum Tag der Kranken?

Johann: Nein, ich habe einen neuen Sketch vorbereitet. Es geht dabei nicht um Clowns im Gesundheitswesen, sondern um Kranke in der Politik.

Andreas: Das klingt gut.

Johann: Ich bin aber nicht sicher, ob der Text politisch korrekt ist.

Andreas: Political Correctness ist bloss ein Moralersatz für Unaufrichtige mit schlechtem Gewissen.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Noblesse oblige

Von Peter Ruedi



Als Giacomo Tachis am vergangenen 6. Februar im Alter von 82 Jahren starb, wurde er weltweit als Vater der Weine betrauert, die als sogenannte Supertuscans berühmt (und zum Teil auch etwas berüchtigt) wurden. Niccolò Antinori hatte den jungen Önologen aus dem Piemont 1961 in die Toskana geholt, um den Weinen der Marchesi Antinori zu standesgemäßem Format zu verhelfen. Doch bevor der für Antinori die bald legendäre Sangiovese-Cabernet-Cuvée Tignanello komponierte, erfand er für dessen Cousin, den Marchese Incisa della Rocchetta, den Sassicaia. Auch Antinoris Solaia trug die Handschrift des frankophilen Freundes von Bordeaux' Öno-Papst Emile Peynaud. Mit wachsender Berühmtheit wirkte Tachis zunehmend auch jenseits des Imperiums Antinori (wenn auch oft innerhalb des adeligen Netzwerks). Für den Marchese Carlo Guerrieri Gonzaga, der im norditalienischen Trentino eben die ererbte Tenuta San Leonardo konsolidiert hatte, baute er 1984 dessen Spitzenwein, auch der ein Bordeaux-Verschnitt aus Cabernet Sauvignon, Cabernet Franc, Merlot (und Carmenère), eine Cuvée von grosser Eleganz und Diskretion. Carlo Ferrini, seit 2000 Tachis' Nachfolger als Berater auf der Tenuta (Rebfläche: 24 Hektaren), war klug genug, an dieser DNA nicht herumzudoktern, und so präsentiert sich der San Leonardo 2010 als grosser Wein mit viel nobler Zurückhaltung: keine Bombe, kein Ranschmeisser, sondern mit 13 Prozent Alkohol und seinen etwas rauchigen, ledrigen, schwarzfruchtigen Aromen und pfefferigen Noten, mit guteingebundenen, aber happigen Tanninen und belebender Säure ein Wein, der uns das Du erst nach ein paar Jahren respektive auf den dritten Schluck hin anbietet. Dann aber zeigt er sein ganzes klassisch-harmonisches Format, das im Trentino, dieser «dünnen Weinregion, die zwischen dem Valpolicella im Süden und dem Südtirol im Norden eingeklemmt ist» (Stephen Brook), doch eher überrascht. (Abgesehen vom Granato von Elisabetta Foradori, der Grande Dame der autochthonen Sorte Teroldego).

San Leonardo Vigneti delle Dolomiti Rosso IGT 2010.
13%. Bindella, Zürich. Fr. 55.-. www.bindella.ch

Holz ist heimelig

Unter den modernen Restaurants sticht das «Kadeau» in Kopenhagen heraus. Es ist, als wäre man privat zu Besuch. Von David Schnapp



Handwerkliche Kunst und Feinheiten überall: Nicolai Nørregaard.

Die Geschichte des «Kadeau» beginnt in Bornholm, der «östlichsten Insel und Gemeinde Dänemarks» (Wikipedia). Nicolai Nørregaard, der seine Berufsbezeichnung mit «glücklicher Küchenchef» angibt, eröffnete mit Freunden ein kleines Restaurant, das sich fast gezwungenermassen aus Produkten speiste, die auf der Insel und darum herum wuchsen. Ein weiteres Beispiel anregender skandinavischer Küche (vgl. *Weltwoche* Nr. 10/16), die nicht zuletzt auf der Kunst des Haltbarmachens (Fermentieren, Einlegen u. a. m.) beruht.

Die Geschichten des Lebens brachten Nørregaard nach Kopenhagen, wo er ein weiteres «Kadeau» eröffnet hat, das heute an einem wirklich besonderen Ort zu Hause ist. Zusammen mit dem dänischen Familienunternehmen Dinesen, das sich seit 1889 den Ruf erworben hat, herausragende Fähigkeiten im Bereich der Holzverarbeitung zu haben, entstand ein Restaurant mit einer offenen Holzküche, wo sieben Köche für maximal 28 Gäste zwanzig kleine Gerichte pro Abend zubereiten. Handwerkliche Kunst und Feinheiten findet man überall: von den Visitenkarten aus Büttenpapier bis zu den geschmiedeten Serviettenringen. Im «Kadeau» (Finnisch für «Respekt bezeugen») wird gegessen, als wäre man bei jemandem privat zum Essen eingeladen. Beide «Kadeau»-Filialen sind mittlerweile mit einem Michelin-Stern ausgezeichnet.

Das Konzept mag noch so stimmig sein, die Inneneinrichtung noch so geschmackvoll – am Ende interessiert uns die Qualität der Gerichte. Und hier zeigt sich, dass grosse *tasting menus* anfällig sind. Im «Kadeau» ist längst nicht jeder Gang so gut, dass man ihn unbedingt servieren müsste. Sehr gut ist eine Schwertmuschelsuppe mit Algen und Pilzen, die durch ihr Umami-Moment, den feinen Fischgeschmack und die leichte Süsse überzeugt. Oder das Millefeuille aus Karotten, Kohlrabi und Randen, fermentierten Stachelbeeren, Kamille und fermentiertem Tomatensaft, der den vergangenen dänischen Spätsommer zurückbringt. Die Säure wird durch das Fett von Frischkäse harmonisiert. Ambitioniert, aber weniger harmonisch wirkt das grosse Kohlblatt, in das eine ausgelöste Auster eingeschlagen ist. Deren Aroma wird von den dominierenden Kohlnoten versenkt, was auch die spannende Kombination mit einer Eiweiss-Austerwasser-Creme und eingelegten unreifen Erdbeeren nicht verhindern kann.

Trotz der zwei, drei nicht ganz überzeugenden Gerichte ist das «Kadeau» einen Besuch wert. Es gehört zu einer ganzen Reihe von Restaurants, die Kopenhagen zu einer der interessantesten *food cities* Europas machen.

Restaurant «Kadeau», Wildersgade 10b, Kopenhagen.
Tel. +45 33 25 22 23
Sonntags und montags geschlossen.

Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

Wahre Grösse

Einen Rolls-Royce Phantom zu fahren, lehrt einen Demut und Bescheidenheit. Ausserdem wird man langsam. *Von David Schnapp*

Dass auch leichte Kinounterhaltung bildet, kann man zum Beispiel in «Diamantenfieber» (1971) sehen: Bösewicht Ernst Stavro Blofeld zitiert darin in einem Kurzgespräch mit James Bond den adeligen französischen Literaten François de La Rochefoucauld (1613–1680) mit dem Spruch: «Bescheidenheit ist die schlimmste Form der Eitelkeit.» Bescheidenheit ist keine Eigenschaft, die Fahrer eines Rolls-Royce Phantom Drophead Coupé haben

Rolls-Royce Phantom Drophead Coupé

Leistung: 460 PS/338 kW,
Höchstgeschwindigkeit: 240 km/h
Hubraum:
6750 ccm
Preis: ca.
Fr. 463300.–



sollten. Und eitel müssen sie auch nicht sein, denn wer ein solches Auto fährt, ist so weit von fast allem entfernt, was in einer Karosserie auf vier Rädern unterwegs ist, dass die eigene Erscheinung bloss eine grosse Selbstverständlichkeit ist und kein Grund für übertriebene Auseinandersetzung damit.

Wahre Grösse ist deshalb, wenn man ein Auto fährt, das bloss zwei Türen hat, die natürlich hinten angeschlagen sind, und eine Länge von 5,6 Metern aufweist und etwa eine halbe Million Franken kostet. Dafür bekommt man ein mehr oder weniger handgefertigtes Fahrzeug mit Stoffdach, ewig langer Motorhaube aus poliertem Edelstahl sowie Holzplanken im Heck, das eher an eine Yacht erinnert als an einen Motorwagen. Kürzlich habe ich den Chef von Rolls-Royce, Torsten Müller-Ötvös, gefragt, welche Emotionen das Fahren seiner Autos im Idealfall auslösen sollte. Er sagte: «Ruhe, Entspannung und die Abkoppelung von der Strasse – den *magic carpet ride*.» Das trifft es ziemlich präzise. Dazu kommt die Demut und die

Bescheidenheit, die einen so ein Phantom lehrt. In diesem Riesenschiff wird klar, dass es so viel mehr gibt, als man selbst zu kennen glaubt.

Griechischer Tempel

Und schliesslich entdeckt man in diesem Auto die Langsamkeit. Schnell zu fahren, macht weder Sinn noch Freude, auch wenn der beinahe schon historisch bedeutsame Zwölfzylinder-Motor mit Sechsdreiviertel-Liter-Hubraum erstaunliche Kraft entfalten kann, so dass das fast 2,7 Tonnen schwere Trumm einen tatsächlich wie ein fliegender Teppich anmutet. Aber bei 160 km/h auf der Autobahn rauscht der Wind laut über den aufrecht stehenden, massiv verchromten Kühlergrill, der an einen griechischen Tempel erinnert. Nein, in diesem Auto flaniert man auf vier Rädern, lenkt es leichtfüssig und mit sparsamen Bewegungen an dem feinen Lenkrad um die Kurve, nimmt Rücksicht auf andere Verkehrsteilnehmer und versucht auch nicht, sich noch schnell irgendwo dazwischenzudrängeln. Das ist schliesslich kein geleaster Sportwagen, sondern das exzentrische Fahrzeug einer Marke, deren Geschichte – je nach Lesart – 1904 oder 1906 begann.

Auch das Phantom-Cabrio ist demnächst Geschichte, 2018 kommt ein neuer Phantom, doch die Zweitürer verschwinden schon dieses Jahr aus dem Programm. Es ist das Ende eines wirklich aussergewöhnlichen grossen Wagens.



«Ich war ein Nobody»: Unternehmer Denz, 59.

MvH trifft

Silvio Denz

Von Mark van Huissing — Wie macht man ein kleines Vermögen? Man hat ein grosses – und kauft eine Luxusmarke. Aber nicht immer.

Sagen Sie bitte etwas über diesen Wein.» – «Sehr jung, relativ viel Säure, keine grosse Länge, ich würd' sagen, ein Cabernet Sauvignon, ein Tafelwein.» (Es handelt sich dabei um den Bordeaux im Offenausschank der «Kronenhalle», er hat ihn bestellt; wir haben uns dort zum Gespräch und Mittagessen getroffen, ich war sein Gast.) «Mit anderen Worten: qualitativ drei Etagen unter den Bordeaux-Weinen, die Sie herstellen [etwa Château Faugères oder Château Péby Faugères]... Doch Sie scheinen keiner zu sein, der sagt: «Ich trink' nur besten Wein, sonst lieber Wasser.» – «Ich bin schon einverstanden, dass das Leben zu kurz ist für schlechten Wein. Aber es gibt eben auch viele Weine, die jung und frisch sind und nicht viel kosten und Spass machen. Ich finde, man muss nicht immer Premier Grand Cru Classé trinken. Und ich finde, zu einem Essen gehört ein Glas Wein, aber am Mittag darf es auch mal ein leichter sein.»

Silvio Denz, 59, ist ein Unternehmer aus Basel. Als junger Mann nahm er eine Stelle an in der Familienfirma, die mit Parfüms handelte. Er erkannte früh, dass sich Düfte zu wichtigen Lifestyle-Accessoires entwickeln würden, und baute den Betrieb mit acht Mitarbeitern zur Import-Parfumerie-Kette mit 800 Mitarbeitern und 120 Filialen in der ganzen Schweiz aus; vor sechzehn Jahren verkaufte er das Unternehmen an die französische Marionnaud-Gruppe für zirka 150 Millionen Franken (Quelle: Srf.ch). Seit Ende der 1990er Jahre beteiligte er sich an Weingütern oder übernahm solche ganz – ein Gut an der Costa Brava (Clos d'Agon) respektive fünf Güter mit insgesamt 120 Hektaren Fläche im Bordeaux. Im Jahr 2008 kaufte er die elsässische Kristallmanufaktur René Lalique, vergangenes Jahr hat er am Sitz in Wingen-sur-Moder im Stammhaus ein Hotel mit Gourmetrestaurant eröffnet, und Mario Botta hat dafür eine «Kathedrale des Weins» (Eigenreklame), einen Weinkeller, entworfen.

Denz' Vermögen wird auf 300 Millionen Franken geschätzt (Quelle: Bilanz); er lebt in London und bei Zürich, ist verheiratet – mit seiner Frau steht er kaum in Kontakt – und hat einen erwachsenen Sohn, der im Unternehmen arbeitet.

«Bordeaux-Weine sind auch gute Anlagen, nicht wahr?» – «Das Problem ist: Es ist eine Lotterie, weil man abhängig ist von der Natur. Das heisst, wenn man [Weine des Jahrgangs] 2013 hat, mit einer kleinen Ernte und schlechter Qualität, dann verliert man Geld. Wenn man aber 2015er im Keller hat oder 2010er oder 2009er, hat man quasi den Jackpot. Bordeaux ist insofern interessant, als [auch] die Preise [des Bodens] in den letzten Jahren stark gestiegen sind – vor zehn Jahren, als ich eingestiegen bin, zahlte man für eine Hektare etwa 30 000 Euro, heute zahlt man 600 000 für einen Grand Cru, und wenn's klassiert wird, verdoppelt es sich noch einmal [es gibt Güter, die alle zehn Jahre klassiert werden, und solche, die bereits 1855 festgeschrieben wurden]. Es ist also auch ein Immobiliengeschäft, das man über Generationen halten kann, und das interessiert mich.»

«Mit [der Kristallmanufaktur René] Lalique ist Ihnen angeblich gelungen, was viele Unternehmer versuchen: eine ermüdete Marke kaufen, die Firma umdrehen und nach kurzer Zeit bereits Geld verdienen. Wie haben Sie's geschafft?» – «Das Problem bei Lalique war das französische System, die Hierarchie. Sie arbeiteten weniger im Team, als wir das tun. Es gab 150 Mitarbeiter in der Administration und 320 in der Fabrik; die am Hauptsitz verdienten zwei Drittel der Lohnsumme, und die im Werk hatten zum Teil weniger als tausend Euro im Monat, brutto. Wir haben die Hierarchien aufgehoben, und heute haben wir am Hauptsitz noch die Hälfte der Leute. Ich hab der Gewerkschaft gesagt: «Ihr müsst mir die Möglichkeit geben, dass ich 200 Leute entlassen kann.» Denn ein Unternehmen ist wie ein Baum, der spriesst und wuchert und den man ab und zu ein bisschen beschneiden muss – sonst kann sich der Baum nicht entwickeln. Sie waren einverstanden, ich war ja der Schweizer, ein Nobody, der von aussen gekommen ist. Und das Fazit: Wir haben das Unternehmen 2008 übernommen, nachdem es jahrelang Millionen verloren hatte. Mitte 2010 hatten wir schon zehn Millionen Euro gespart – und wir waren profitabel, ohne dass ich einen einzigen Arbeiter entlassen musste.» – «Sie haben von aussen gesehen, dass man so viel sparen konnte?» – «Genau. Und mir war wichtig, dass die Marke makellos geblieben war, sie hat immer noch einen guten Ruf gehabt, weltweit.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Mehr im Kunstbereich realisieren [für Lalique] – sei's Architektur, Musik, bildende Kunst – und mich mit den Künstlern austauschen, da kommt viel zurück.»

Sein liebstes Restaurant: «Sicher meins, die «Villa René Lalique». Und in Zürich der «Pflugstein.»»

«Restaurant zum Pflugstein», Pflugsteinstrasse 71, Erlenbach, Tel. 044 915 36 49

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
	11						12		13	
14					15					
16							17			
18							19			
			20	21	22			23	24	25
		26	27					28		
29	30	31				32	33		34	
35			36			37		38		
	39						40			41
42							43			
	44				45					

Lösungswort — Worum sich fromme Sorgen drehen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Eine Stadt wie Bogotá, aber weiter südlich. 5 Athen Asiens, zumindest was den Breitengrad betrifft. 11 So eine Art Demenz, dauert zum Glück nur kurz. 12 Was Verliebte gerne mit sich und Kinder mit Hunden machen. 14 Das Tannhörnchen ist eine des Eichhörnchens. 15 Wo ein Hobby, ist oft ein solches Tun. 16 Erobern ist viel leichter als dies. 17 Je nach Vorhaben realistisch oder dann positiv bis naiv. 18 Ein Miller wie jener Bandleader. 19 Bei ihr gilt: richtige Jahreszeit gleich Tätigkeit. 20 Landeplatz, wie für Investoren gemacht. 23 Eigenart, die sich gerne mit Dummheit paart. 27 Gesichtsausdruck, der von Konfusion zeugt. 28 James wie Martin sind Leinwand-Legenden. 29 Einheit, die Amerikaner gerne lange sehen. 32 Dieses Bröd ist Knäckebröt (Barilla). 34 In etwa transatlantische Super League auf Sparflamme. 35 So weit das Auge reicht nur Sand, weitab vom Strand. 37 Hier sind es gleich mehrere, die nicht nach aussen dringen sollen. 39 Zahlungsmittel, die wir als Slogans anbieten. 40 Schöne Frauen ziehen es an, sagt der beschränkte Mann. 42 Ein Ruderschiff aus dem Punischen Krieg. 43 Der französische Vorname erinnert an einen Stein. 44 Titularbistum in der katholischen Kirche. 45 Man mag bei dem Unternehmen an Skymaster oder Citation denken.

Senkrecht — 1 Ein Etikett, total in und gefragt. 2 Ein Bild, das man sich denkt und folglich nicht an die Wand hängt. 3 Diese Könige im einstigen Königreich Madagaskar. 4 Gespür für dies und jenes, je nach Ausrichtung. 6 Ihm eigen ist Begeisterung wie feuriger Schwung. 7 Klingt als wär's kein Tier, dabei ist's ein gefährliches. 8 United oder nicht, Fussballverein oder Stadt. 9 Gestörte Jugendzeit, hautnah erlebt. 10 Simon: appenzellerisch, kabarettistisch. 13 Monty Python: Wir suchen nur einen von ihnen. 14 Die antike war Zentrum der Mykenischen Kultur. 15 Man lernt es vielleicht am besten auf stürmischem Meer. 19 Den Kanton gibt's längst nicht mehr, den Lac noch immer. 21 Wie Chemiker ein Fett spaltendes Enzym bezeichnen. 22 Schlicht eine profilierte Einkerbung. 24 Die Geschwister, die wir von Robert Walser noch in Erinnerung haben. 25 Sportlich gesehen unsportlich. 26 Geht's um arm und reich, dient sie oft als Beispiel. 28 Sie ist z.B. in Kopenhagen geboren und aufgewachsen. 30 Dieser Styger fährt Ski, ihr Vorname hier mit i. 31 Charta 77: passt zum einstigen Schriftsteller und Staatspräsidenten. 33 Unser Stupf, naja, sagen wir es Deutsch. 36 Marco bringt mit seinen Sachen Zuschauer zum Lachen. 38 Steht in der Ahnenreihe zwischen Gaia und Hera. 41 Gewendet ist es ein Salz aus der Normandie. ©Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 458

	S	T	U	E	M	P	E	R	V	E	L	O	
T	A	U	B	A	L	L	E	R	I	N	A	E	
R	I	E	D	E	R	A	L	P	S	T	E	R	N
A	D	R	N	A	T	I	O	N	A	L	R	A	T
P	M	A	E	N	I	N	A	M	B	E			
E	H	E	R	N	N	A	S	S	E	R	A		
Z	U	N	I	R	E	N	E	E	V	A	C	A	
B	E	V	I	N	T	I	D	U	N	L			
O	R	E	G	O	N	E	M	M	E	N	T	A	L
C	A	F	E	T	E	R	I	A	I	G	I	T	T
H	U	E	R	L	I	O	N	K	R	A			
A	M	U	L	E	T	T	S	S	T	E	I	G	

Waagrecht — 1 STUEMPER 8 VELO 11 TAU 12 BALLERINA 14 RIEDERALP 15 (Morgen-)STERN (Bim... ist Gedicht von ihm) 17 ADR (-ett) 18 NATIONALRAT 19 MAENI 21 AMBE 22 EHERN 24 NASSER 27 ZUNI 28 RENEE (von franz. Renée, die Wiedergeborene) 29 VACA (span. f. Kuh) 32 EVENT 34 IDUN (in nord. Mythologie Göttin der ewigen Jugend) 36 OREGON 38 EMENTAL (-er) 41 CAFETERIA 42 IGITT 43 HUE 44 LION (franz. und engl. f. Löwe) 45 KRA (-gen) 46 AMULETT 47 STEIG

Senkrecht — 1 SAID (dt. Rapper) 2 TUERMEN 3 EBENEN 4 MARAN 5 PLATINEN 6 ELLI 7 REPONSE (franz. f. Antwort) 8 VISA 9 ENTLARVUNG 10 LAERM 11 TRAPEZ 13 ENTE 16 RABAC 20 ARIEGE (Eier AG) 23 HUBRAUM 25 ANTEIL 26 SEIM (mies) 28 RENE 30 ANTIKE 31 ALLTAG 33 VOTRE (À la vôtre: franz. f. Prost!) 35 DEINS (indes) 36 OCHA 37 EFEU 39 MAIS (bot.: Familie d. Süßgräser) 40 ATRI (Rita)

Lösungswort — LEISETRETER

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



grosse eröffnung riverlodge

2. april | 11.00-17.00 uhr

am 2. april wird der hotelerweiterungsbau mit einem volksfest eröffnet und sie alle sind herzlich dazu eingeladen – nutzen sie die chance, um einen blick in unsere neuen zimmer zu werfen!

gewinnen sie zudem an diversen eventspielen tolle riverside-preise oder schweben sie bei der mittags-matinée vom orchester flughafen zürich musikalisch in die ferne. feldschlösschen lädt in ihrer lodge zu bier & bratwurst ein und clown nuny sowie komiker rey reloba untermalen das tagesprogramm von 11.00 - 17.00 uhr – **der eintritt ist frei.**



hotel

seminare

gastronomie

bowling

events



riverside ... alles im grünen bereich.

spinnerei-lettenstrasse
ch-8192 zweidlen-glattfelden

+41 43 500 92 92
www.riverside.ch